

2.11

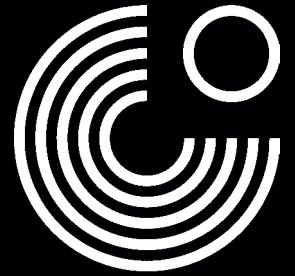
REPORTAGEN

BILDER

GESPRÄCHE

60 JAHRE

GOETHE-INSTITUT



**GOETHE
INSTITUT**

Sprache. Kultur. Deutschland.



Sprachkursteilnehmerin des Goethe-Instituts Rio de Janeiro, 1976

60 JAHRE GOETHE-INSTITUT

2

PARTNER, FREUNDE, GRATULANTEN

7

EDITORIAL

von Hans-Georg Knopp

9

EDITORIAL

von Bruno Gross

10

GOETHE ZUM SECHZIGSTEN

von Klaus-Dieter Lehmann

12

DIE GESCHICHTE DES GOETHE-INSTITUTS

Ein Überblick

24

EIN STARKES STÜCK DEUTSCHER GESCHICHTE

Guido Westerwelle, Frank-Walter Steinmeier und Hans-Dietrich Genscher gratulieren

28

BRINGT DAS WAS?

Warum Kulturaustausch zum deutschen Exportüberschuss beiträgt von Uwe Timm

33

IST SPRACHE HEIMAT?

Reden ist ein Faden, der immer wieder neu geknüpft werden muss von Herta Müller

38

MEHR SPRACHEN, MEHR VERSTEHEN

Die Sprachenpolitik des Goethe-Instituts von Hans-Georg Krumm

42

DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE

Warum wir das Deutsche nicht allein den Deutschen überlassen sollten von Harald Weinrich

44

WO DIE SPRACHE IN LÄSSIGER PRACHT RESIDIERT

Das Goethe-Institut in Schwäbisch Hall von Martin Rasper

47

DIE GOETHE-INSTITUTE IN DEUTSCHLAND

Bilder, Zahlen, Fakten

51

WO UND WIE IN KUNST UND KULTUR INVESTIEREN?

Fragen an Josef Ackermann, Bettina Würth und Karl-Ludwig Kley

54

DIE WELT BESTEHT AUS VIELEN WELTEN

Das Goethe-Institut und die transkulturelle Zusammenarbeit von Laymert Garcia dos Santos

61

DIE HANDTASCHEN-REVOLUTION

30 Tage Peking von Peter Anders

65

WIE SCHREIBT MAN ÜBER EINE REVOLUTION?

Die Verantwortung der Künstler für die Zukunft Ägyptens von Sarah Rifky

68

INSPIRATION FÜR DEN REST DER WELT

Sarah Rifky im Gespräch mit Günther Hasenkamp

70

RESPEKTIERTE PARTNER

Die Goethe-Institute in Russland setzen auf lokale Strukturen von Michail Kaluschski

75

»KUNST IST UNIVERSELL«

Ein Gespräch mit Pascale Marthine Tayou über die Zukunft der deutsch-afrikanischen Kulturbeziehungen

80

WAHLVERWANDTSCHAFTEN

Das Besucherprogramm des Goethe-Instituts

84

GOETHE-HELDEN

Der Klaus-von-Bismarck-Preis und die Goethe-Medaille

86

MUTIGER IDEALIST

Yussuf Assaf setzte aus Liebe zur deutschen Kultur sein Leben aufs Spiel von Michael Kleeberg

90

KINDER UNTERHALTEN – ELTERN ERZIEHEN

Mit dem Grips Theater brachte Mohan Agashe eine Theaterlandschaft nach deutschem Vorbild nach Indien Interview von Shanta Gokhale

94

»WIR DUZEN UNS, ODER?«

Geschichten aus dem Goethe-Alltag

98

9 FRAGEN AN 3 PRÄSIDENTEN

Hilmar Hoffmann, Jutta Limbach und Klaus-Dieter Lehmann ziehen (Zwischen)bilanz

PARTNER, FREUNDE, GRATULANTEN



Max Frisch, 1969 in Kyoto

»Die Öffentlichkeit und die jeweilige Regierung sollten anerkennen, dass die Leistungen des Goethe-Instituts mit zu den schönsten Errungenschaften der Bundesrepublik gehören.« Günter Grass



Günter Grass in Delphi, 1972



Theodor Heuss, Einweihung des Goethe-Instituts Bangalore, 1960



Hannelore und Helmut Kohl im Goethe-Institut Belgrad, 1987



Eröffnung der Joseph-Beuys-Ausstellung
»Spuren in Italien« im Goethe-Institut Genua, 1978



Wolf Biermann und Arno Lustiger in
Jerusalem, 1983



Christa Wolf in Rom, 1984



Erich Kästner und Hermann Höner (Institutsleiter, links) im Goethe-Institut Kopenhagen, 1966



Walter Scheel, Willy Brandt und Tito, 1970 in Bonn

»Weiter so! Ich wünsche dem Goethe-Institut ein gutes Fortkommen, eine positive Entwicklung und dass die Politik erkennt, wie bedeutsam und wichtig es ist, dass deutsche Kultur auf diesem Wege im Ausland vertreten wird.« Klaus Doldinger



Klaus Doldinger Quartett mit pakistanischen Musikern in Lahore, 1969



Katja Ebstein auf »Goethe-Tournee«, 1971 in Kyoto



Schalom Ben-Chorin in Tel Aviv, 1987



Giulio Andreotti und Hans-Dietrich Genscher im Goethe-Institut Rom, 1987



Hans Magnus Enzensberger in Kopenhagen, 1988



Richard von Weizsäcker und Klaus von Bismarck, Berlin 1988



Jürgen Habermas bei einem Symposium über Herbert Marcuse in São Paulo, 1988



Johannes Rau, 2003 in Dublin



Clueso, 2007 in Chicago



Scorpions, Deutsche Kulturwochen in Athen, 2007



Christoph Schlingensiefel in Manaus, 2007

»Ich wünsche dem Jubilar, dass er noch ganz, ganz alt wird, 60 ist ja fast noch ein Teenager-Alter. Und dass er mutig ist, dass er neugierig ist, dass er sich was traut, dass er experimentiert und das mit der Tradition, die er ja auch verkörpert, verbindet.« Herlinde Koelbl

»Ich wünsche dem Goethe-Institut den 100. Geburtstag. Den werde ich nicht erleben, aber vielleicht kann ich beim 80. noch mitfeiern. Auf der einen Seite vermittelt das Goethe-Institut die Sprache als Zugang zur Technologie, auf der anderen Seite soll es die kulturelle Fahne Goethes hochhalten - das wird auf jeden Fall vor Sklerose bewahren.«

Volker Schlöndorff



Ausstellungseröffnung »Im Schreiben zu Haus« im Goethe-Institut Krakau, 2010



2006 in Almaty



Joschka Fischer und Ignatz Bubis in München, 1998



Pina Bausch mit Institutsleiter Bruno Fischli in São Paulo, 2000



Cécile Verny in Addis Abeba, 2009



Claudia Volkmar-Clark und Dustin Hoffman, Los Angeles 1999



Doris Dörrie, Mexiko-Stadt, 2010



Sebastian Schipper und Andreas Dresen, 2007 in San Francisco

»Ich wünsche dem Goethe-Institut, dass es Teil der Kulturen seiner Gastländer wird.« Sasha Waltz



Revolverheld, 2010 in Ankara



»Ich wünsche dem Goethe-Institut vor allem, dass ihm nicht das Geld ausgeht und dass es seine politische Unabhängigkeit bewahrt! Ich persönlich würde mich freuen, auch weiterhin mit Goethe auf Reisen gehen zu dürfen und dabei von den Ländern und Begegnungen zu lernen und zu profitieren!«

Caroline Link



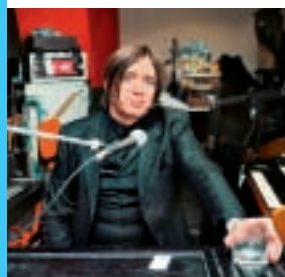
»Zum 60. wünsche ich dem Goethe-Institut ganz profan, dass es diese Einrichtung noch möglichst lange geben möge und dass sie ein bisschen mehr Geld bekommt und sich noch mehr kosmopolitische Menschen dazuholt.«

Uve Müllrich

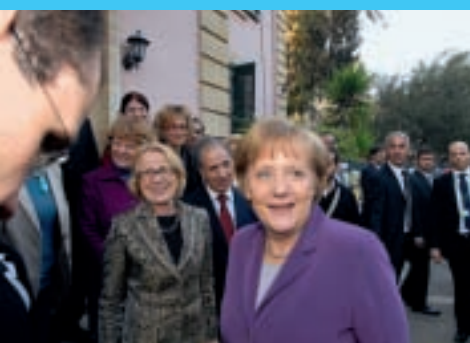


»Ich wünsche dem Goethe-Institut weiterhin viel Glück und dass es politisch unabhängig bleibt.«

Blixa Bargeld



Frank Castorf in Moskau, 2010



Angela Merkel im Goethe-Zentrum Nikosia, 2011

»Man prügelt sich und bebommt sich und am Ende machen dann doch alle Musik zusammen. Das könnte man vielleicht auch einfacher haben und direkter. So sehe ich meine Mission im Goethe-Kontext.«

Hans Nieswandt



Daniel Barenboim und das West Eastern Divan Orchestra, 2007 in Lissabon



LIEBE LESERINNEN UND LESER,

das Goethe-Institut feiert in diesem Jahr seinen 60. Geburtstag – und blickt zurück auf spannende und spannungsvolle Zeiten seiner Arbeit auf der ganzen Welt. Insbesondere die Veränderungen, die wir derzeit in Nordafrika und dem Nahen Osten beobachten und miterleben können, führen uns vor Augen, was die Arbeit des Goethe-Instituts ausmacht: Es bietet Plattformen und schafft Räume für Begegnungen, wo diese fehlen und vielfach schmerzlich vermisst werden. So bietet das Goethe-Institut in Ägypten mit der »Tahrir-Lounge«, einem Veranstaltungsraum im Herzen Kairo, und mit der Internetplattform »Transit« reale beziehungsweise virtuelle Orte an, die von jungen Ägypterinnen und Ägyptern intensiv genutzt werden, um ihre Positionen über die Zukunft Ägyptens miteinander auszutauschen. Diese Beispiele sind nur zwei von einer Vielzahl ähnlicher Projekte weltweit.

Die Haltung, die hinter diesen beiden Projekten steht, zeichnet indes schon seit 60 Jahren die Arbeit des Goethe-Instituts aus. Wir arbeiten im persönlichen Kontakt mit den Menschen unserer Gastländer, wir wollen den echten Austausch zwischen Partnern in Deutschland und unseren Partnern im Ausland. Dazu bieten wir Orte an, die diesen Kontakt ermöglichen. Dies hat das Goethe-Institut in vergangenen Jahrzehnten in der Zeit vor der Demokratisierung in Argentinien, Brasilien oder Chile getan, aber auch auf dem europäischen Kontinent in den frühen 70er-Jahren in Portugal, Spanien oder Griechenland. Und das tun wir heute in Ländern, in denen Menschen für den demokratischen Wandel kämpfen. In solchen Systemen ging und geht es vor allem darum, für Neues, Ungewohntes, gewissermaßen für frische Luft zu sorgen. Das kann nicht vom Goethe-Institut kommen, aber wir können die Künstlerinnen und Künstler unterstützen und ihnen einen Raum geben, ihre Offenheit, ihre Neugierde und ihre Kreativität in diese frische Luft zu verwandeln.

Wir geben keine Inhalte vor – wir packen in Deutschland keine fertigen Antworten und Lösungen in unsere Koffer, die wir dann unseren Partnern im Ausland präsentieren wollen. Für uns ist es wichtig, dass wir Voraussetzungen schaffen, damit Menschen heute in Kairo oder Tunis einen Ort haben, an dem sie diskutieren, streiten und nach neuen Wegen suchen können. Es geht darum, die Entwicklung eigener Ideen und Vorstellungen in den Gastländern zu unterstützen. Und diese Ideen müssen nicht immer deckungsgleich mit unseren sein, aber der Weg, auf dem sie zustande kommen, ist unser kleiner Anteil an demokratischen Entwicklungen und zivilgesellschaftlichen Prozessen auf der ganzen Welt.

Dies ist sicher nur ein Aspekt unserer Arbeit, aber ein gewichtiger. Und es ist ein Aspekt, der das Goethe-Institut seit 60 Jahren antreibt und der unserer Arbeit den Weg für die nächsten Jahre und Jahrzehnte weist. Ausgangspunkt unserer Arbeit ist in jedem Fall die Situation im Gastland.

Auf den folgenden Seiten finden Sie Berichte über Projekte und Erlebnisse, die von eben jenen Momenten des persönlichen Kontaktes und des echten Austauschs berichten – aus sechs Jahrzehnten und aus unzähligen Ländern der Welt, in denen das Goethe-Institut tätig war und ist.

Ich wünsche Ihnen eine anregende und spannende Lektüre!

Herzlich, Ihr

HANS-GEORG KNOPP

Generalsekretär des
Goethe-Instituts e.V.





LIEBE LESERINNEN UND LESER,

seit 60 Jahren ist das Goethe-Institut in der ganzen Welt aktiv. Dabei gingen und gehen wir in unserer Arbeit immer von der spezifischen Situation vor Ort aus: Welche Themen sind von Interesse? Mit welchen Partnern wollen wir zusammenarbeiten? Wie sollten wir den Kontakt und die Begegnungen zwischen den Gastländern und Deutschland gestalten?

Für den Erfolg dieser Arbeitsweise spielen die Neuen Medien eine immer größere Rolle. Schon 1995, sehr früh im aufziehenden Internetzeitalter, hat das Goethe-Institut auf den Onlineauftritt gesetzt und seine Präsenz im World Wide Web seitdem kontinuierlich ausgebaut. Die Anzahl der Menschen, die weltweit die Website des Goethe-Instituts als Informationsportal nutzen, belegt diese Entwicklung eindrucksvoll: Unter www.goethe.de standen 2010 um die 800.000 aufrufbare Seiten zur Verfügung, die circa 25 Millionen Mal besucht wurden. Auf 80 Länderportalen informiert das Goethe-Institut nicht nur auf Deutsch, sondern auch in den Landessprachen seiner Gastländer über Sprach- und Kulturangebote.

Mittlerweile erlaubt uns die technische Entwicklung im Bereich der sozialen Medien, einen Schritt weiterzugehen und das Prinzip der interkulturellen Arbeit in das Medium Internet zu übertragen, auch über die Informationsarbeit hinaus: Wir nutzen es, um Menschen weltweit in einen direkten Austausch miteinander zu bringen – unsere Onlineplattformen sind Orte, an denen Nutzer selbst Inhalte einbringen, sich austauschen und diskutieren. Das heißt, der dialogische Ansatz, den wir generell pflegen, wird auf das neue Medium übertragen und ermöglicht neue Formate in unserer Arbeit, die sich am Medienverhalten junger Menschen orientieren und oft komplementär zur traditionellen Arbeit konzipiert werden.

Im deutschsprachigen Raum gehört das Goethe-Institut darüber hinaus zu den Pionieren der Bildungsarbeit in virtuellen Welten. Die Zahl der Sprachkurse, die online- und Klassenraumelemente kombinieren (blended learning), nehmen stetig zu. Virtuelle Treffpunkte ermöglichen einen direkten Austausch von Deutschlernern und -lehrern über physische Grenzen hinweg. Es ist für uns klar, dass das Web 2.0 mit seinen verschiedenen Elementen und Möglichkeiten keine Modeerscheinung ist. Wenngleich wir noch nicht wissen, welche Formen und welche Nutzungsweisen wir in fünf oder zehn Jahren anbieten und erleben werden, ist sicher, dass dies ein Medium und ein Format der Zukunft ist.

So hat das Goethe-Institut seit Mitte der 90er-Jahre eine neue, bunte und kreative Facette, die unsere Arbeit bereichert und neue Horizonte eröffnet. Zu diesem und vielen anderen Themen aus 60 Jahren und über 100 Ländern finden Sie auf den nächsten Seiten spannende und anregende Lektüre.

Ich wünsche Ihnen dabei viel Spaß.

Herzlich, Ihr

BRUNO GROSS

Kaufmännischer Direktor des
Goethe-Instituts e.V.



GOETHE ZUM SECHZIGSTEN

VOM SPRACHINSTITUT IN BAD REICHENHALL ZUR WELTWEITEN INSTITUTION MIT 150 STANDORTEN

60 Jahre Goethe-Institut, das sind 60 Jahre deutsche Kultur- und Bildungspolitik im Ausland, 60 Jahre internationaler Dialog und Kulturaustausch. Das sind Künstler und Intellektuelle, Lehrer und Lernende aus aller Welt, die sich begegnen, sich zuhören und voneinander lernen. Von den Anfängen als Sprachinstitut im idyllischen Bad Reichenhall bis zu dem heutigen weltweiten Institutsnetzwerk war es ein langer, eindrucksvoller und erfolgreicher Weg, auf dem das Goethe-Institut seine Fähigkeiten zum Umdenken und zum flexiblen Handeln immer aufs Neue bewiesen und auf Wandel nicht nur reagiert, sondern ihn häufig auch eingeleitet hat.

SYMPATHIE UND VERTRAUEN GEWINNEN

Das Goethe-Institut wurde 1951 als selbstständiger Verein gegründet – inhaltlich eigenverantwortlich und regierungsunabhängig sollte es mithilfe der deutschen Sprache und Kultur der jungen Bundesrepublik die Rückkehr in die internationale Staatengemeinschaft und die Wiederaufnahme des Dialogs mit der Welt ermöglichen. Es ging darum, um Sympathie zu werben und Vertrauen aufzubauen.

Die auswärtige Kultur- und Bildungsarbeit Deutschlands wurde damals bewusst dezentral organisiert. Inhaltlich orientierte sie sich an der kulturellen Vergangenheit vor 1930 und versuchte daran zu erinnern, dass das Land mehr zu bieten hatte als den Faschismus. Daher konzentrierte sich die Arbeit darauf, die deutsche Sprache und die Wissenschaftsbeziehungen zu fördern und auf Klassik bezogene Kulturprogramme zu initiieren. Auf die Gründung des ersten Auslandsinstituts 1952 in Athen folgte eine beeindruckende Expansion: Schon nach zehn Jahren verfügte das Goethe-Institut über 17 Niederlassungen in Deutschland und 54 im Ausland.

EINBINDUNG DES POLITISCHEN DISKURSES

Die gesellschaftlichen Veränderungen in der Bundesrepublik und die weltpolitischen Herausforderungen in den 60er- und 70er-Jahren spiegelten sich in der Arbeit des Goethe-Instituts wider: Ein kritischer politischer Diskurs rückte in den Mittelpunkt der Programmarbeit – mit aktuellen gesellschaftspolitischen Themen, der Aufarbeitung des Nationalsozialismus und zeitgenössischen Kunstentwicklungen. Ausgehend von Dahrendorfs »Leitsätzen für die auswärtige Kulturpolitik« von 1970 wurde die dialogische und partnerschaftliche Kulturarbeit zur dritten Säule der deutschen Außenpolitik. Der in diesem Auftrag enthaltene erweiterte Kulturbegriff ist seither die inhaltliche Grundlage der Arbeit.

DIE OSTERWEITERUNG

Der Fall des Eisernen Vorhangs stellte die Außenpolitik und damit die Arbeit des Goethe-Instituts in den 90er-Jahren vor neue Aufgaben. Es galt, das Bild des neuen, vereinigten Deutschlands zu vermitteln, und es entstanden völlig neue Möglichkeiten für einen Austausch zwischen Ost und West. Die

ehemalige Sowjetunion und die unter ihrem Einfluss stehenden Länder hatten zuvor alles daran gesetzt, westliche Ideen und Entwicklungen in den Künsten von ihren Bürgern fernzuhalten. Plötzlich war es für das Goethe-Institut möglich, dort zu arbeiten. Eine großartige Chance, die es umgehend wahrnahm. Es verstärkte seine Arbeit mit umfassenden Programmen und neuen Instituten in den sich nun gründenden Staaten Ost- und Südosteuropas und Zentralasiens. Allein zwischen 1988 und 1994 wurden unter anderem in Ungarn, der Tschechischen Republik, Polen, Russland, Weißrussland, Lettland, der Slowakei, der Ukraine, in Georgien und Kasachstan Institute eröffnet. Im Zuge der fortschreitenden europäischen Integration verstärkte auch das Goethe-Institut seine Arbeit in diesem Kontext. Es versteht sich als ein europäisches Kulturinstitut.

STÄRKUNG DER ZIVILGESELLSCHAFT UND KONFLIKTPRÄVENTION

In der letzten Dekade konzentrierte sich das Goethe-Institut beim Ausbau seines Netzwerks auf die Entwicklungs- und Schwellenländer, besonders auf Afrika. Es gründete neue Institute und half, Plattformen aufzubauen für den Austausch von Künstlern und Kulturschaffenden sowie für die Talentförderung. Diese Maßnahmen zur Stärkung der Zivilgesellschaft werden auch mit Blick auf die aktuellen Umwälzungen in den arabischen Staaten eine maßgebliche Rolle in der zukünftigen Arbeit spielen. Arbeitsfelder wie »Kultur und Entwicklung« und Initiativen etwa zum Dialog mit dem Islam spielen dabei eine Schlüsselrolle.

Das Goethe-Institut nimmt seine Aufgaben als unabhängiger Akteur einer weltweiten Lerngemeinschaft wahr. Bildung, das gemeinsame und Voneinander-Lernen als Gegenmodell zu Konflikten und Stillstand, wird eine zentrale Aufgabe bleiben. Das Goethe-Institut wird mit seinem weltumspannenden Netz von mittlerweile 150 Instituten und seinen langjährigen interkulturellen Erfahrungen auch weiterhin seinen Beitrag dazu leisten. Innen und Außen lassen sich im Zuge von Globalisierung und Migration immer weniger voneinander trennen. Und so begreift das Goethe-Institut insbesondere seine sprachpolitischen Aktivitäten auch als Beitrag zu globaler Mobilität und Integration in Deutschland.

Seine Haushaltslage war in den vergangenen 60 Jahren starken Schwankungen ausgesetzt. Mittelzuwächse zu Beginn ermöglichten eine geografische und inhaltliche Ausweitung der Arbeit. Die Stagnation und dann einsetzende Kürzungen bei steigender Aufgabenfülle führten das Goethe-Institut in den 90er-Jahren und zu Beginn des neuen Jahrhunderts an den Rand des Möglichen und Vertretbaren. Eine umfassende Umstrukturierung mit den Pfeilern Budgetierung und Regionalisierung sowie das damit verbundene verstärkte Bekenntnis der Bundesregierung und des Deutschen Bundestages

zum Goethe-Institut konnten den Abwärtstrend stoppen. Doch auch weiterhin gilt: Ohne die notwendige finanzielle Grundlage lässt sich das Potenzial der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik nicht ausschöpfen. Nie war es wichtiger, zu einem gemeinsamen Austausch und zu einem besseren



Weltverständnis mit Bildung und Kultur zu kommen, als in der heutigen, nicht einheitlicher, sondern unübersichtlicher gewordenen Welt.

Klaus-Dieter Lehmann
Präsident des Goethe-Instituts

► WWW.GOETHE.DE/60JAHRE

DAS GOETHE-INSTITUT ZAHLEN UND FAKTEN

Das Netzwerk des Goethe-Instituts umfasst 992 Anlaufstellen in 130 Ländern, davon 137 Institute im Ausland, 13 Institute in Deutschland, 10 Verbindungsbüros im Ausland, 141 Deutsch-Ausländische Kulturgesellschaften, davon 39 Goethe-Zentren, 87 Lesesäle, Dialogpunkte, Informationszentren und Partnerbibliotheken, 57 Sprachlernzentren, 325 Prüfungspartner und 184 Lehrmittelzentren.

Das erste Goethe-Institut im Inland wurde 1952 in Bad Reichenhall eröffnet, das älteste im Ausland im gleichen Jahr in Athen.

Die jüngsten Goethe-Institute nahmen 2009 in Luanda und Nowosibirsk ihre Arbeit auf. Im Juni dieses Jahres wird das Goethe-Institut Zypern wiedereröffnet, das von 1961 bis 1999 schon einmal tätig war.

Das westlichste Goethe-Institut liegt in San Francisco, das nördlichste in Helsinki, das zugleich südlichste und östlichste in Wellington.

2.871 Menschen arbeiten weltweit für das Goethe-Institut, 66 Prozent von ihnen sind Frauen.

Die meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hat das Institut in Moskau (78).

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Goethe-Instituts, die in der Rotationslaufbahn tätig sind, wechseln im Laufe ihres Berufslebens im Durchschnitt alle fünf bis sechs Jahre den Dienort.

Weltweit zählte das Goethe-Institut im vergangenen Jahr rund 220.000 Sprachkursteilnehmerinnen und -teilnehmer.

Den größten Zuwachs an Sprachlernern verzeichnete 2010 das Goethe-Institut Indonesien. Auf Platz zwei und drei liegen die Goethe-Institute in Manila und Taschkent.

169.400 Menschen nahmen im vergangenen Jahr an einer Sprachprüfung des Goethe-Instituts teil.

2010 initiierte das Goethe-Institut weltweit 5.342 Kulturprogramme.

Die Website des Goethe-Instituts, www.goethe.de, wurde über 25 Millionen Mal besucht.

In den 95 Bibliotheken des Goethe-Instituts sind weltweit über 850.000 Medien zugänglich.

2010 realisierte das Goethe-Institut 286 Übersetzungen deutscher Bücher in 45 Sprachen, darunter auch viele »kleinere« Sprachen wie Mongolisch, Armenisch und Aserbaidschanisch.



1951 BIS 1969

1951

Gründung des Goethe-Institut e.V. in München

1952

In Athen wird das erste Goethe-Institut im Ausland eröffnet.

1953

Start der ersten Deutschkurse in Bad Reichenhall

1955–1963

Auf die Gründung unabhängiger Nationalstaaten in Nord- und Westafrika reagiert das Goethe-Institut mit zahlreichen Institutseröffnungen:

- 1955 Damaskus/Syrien
- 1958 Tunis/Tunesien
- 1960 Casablanca, Rabat/Marokko
- 1961 Accra/Ghana, Yaoundé/Kamerun, Lomé/Togo, Amman/Jordanien
- 1962 Addis Abeba/Äthiopien, Daressalam/Tansania, Lagos/Nigeria
- 1963 Algier/Algerien, Nairobi/Kenia

1961

Die Abteilung »Kulturprogramme« in der Münchner Zentrale des Goethe-Instituts nimmt ihre Arbeit auf.

1961

Bilanz nach zehn Jahren:

17 Institute in Deutschland, 54 Institute im Ausland
7.045 Sprachkursteilnehmer im Inland, 35.700 im Ausland
Die Zuwendungen des Auswärtigen Amts betragen
1962 rund 15 Millionen DM.

1963

In Algier nimmt das 100. Goethe-Institut seine Arbeit auf.

1966

Der erste Sprachlehrfilm, »Guten Tag«, wird fertiggestellt.

AUSSENMINISTER DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Konrad Adenauer, CDU (1951–1955)
 Heinrich von Brentano, CDU (1955–1961)
 Gerhard Schröder, CDU (1961–1966)
 Willy Brandt, SPD (1966–1969)

PRÄSIDENTEN DES GOETHE-INSTITUTS

Dr. Kurt Magnus (1951–1962)
 Dr. Max Grasmann (1962–1963)
 Peter H. Pfeiffer (1963–1971)



- 1 1954 wird das Goethe-Institut Turin gegründet.
- 2 1959 eröffnet das Goethe-Institut Neu-Delhi.
- 3 Goethe-Institut Nairobi, 1963
- 4 Willy Brandt übergibt Henry Fonda den Goldenen Bären, Goethe House New York, 1958.
- 5 Kursteilnehmerinnen im Goethe-Institut Berlin, 1968

NEUORDNUNG UND WACHSENDE BEDEUTUNG DER AUSWÄRTIGEN KULTURPOLITIK

Die junge Bundesrepublik erkennt eine bewusst dezentral organisierte Auswärtige Kulturpolitik als Mittel, verlorenes Vertrauen in Deutschland zurückzugewinnen. Ziel ist die Rückkehr Deutschlands in die internationale Staatengemeinschaft. Das Goethe-Institut agiert eigenverantwortlich und regierungsunabhängig und knüpft an die kulturelle Vergangenheit vor 1933 an. In den 50er- und 60er-Jahren nimmt die Bedeutung der Entwicklungsländer in der Auswärtigen Kulturpolitik zu. Mit der Vertiefung der deutschen Teilung beginnt ein Wettstreit um »das bessere Deutschland« in der Außen- darstellung von West und Ost.

1969 BIS 1988

1969

Der Rahmenvertrag mit dem Auswärtigen Amt bietet eine institutionelle Grundlage für die Arbeit des Goethe-Instituts.

1971

Bilanz nach 20 Jahren:

20 Institute in Deutschland, 111 im Ausland

16.220 Sprachkursteilnehmer im Inland

127.374 im Ausland

Die Zuwendungen des Auswärtigen Amts betragen rund 64 Millionen DM.

1975

Bundespräsident Scheel gratuliert dem 200.000sten Sprachkursteilnehmer in Deutschland.

1976

Der Name des Goethe-Instituts wird geändert: Im Vereinsregister heißt es jetzt: »Goethe-Institut zur Pflege der deutschen Sprache im Ausland und zur Förderung der internationalen kulturellen Zusammenarbeit e.V.«.

1981

Bilanz nach 30 Jahren:

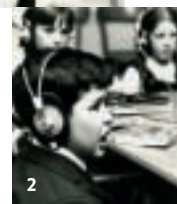
17 Institute in Deutschland, 132 im Ausland

3.500 Mitarbeiter

21.863 Sprachkursteilnehmer im Inland

71.709 im Ausland

Haushalt: 187 Millionen DM



- 1 Deutschunterricht und Sport, Jakarta 1970
- 2 Sprachschüler in Triest, 1972
- 3 Goethe-Institut Sydney, 1980
- 4 Team des Goethe-Instituts São Paulo, 1975
- 5 Helmut Schmidt in Peking, 1983

AUSSENMINISTER DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Walter Scheel, FDP (1969–1974)

Hans-Dietrich Genscher, FDP (1974–1982)

Helmut Schmidt, SPD (1982)

Hans-Dietrich Genscher, FDP (1982–1992)

PRÄSIDENTEN DES GOETHE-INSTITUTS

Hans von Herwarth (1971–1977)

Klaus von Bismarck (1977–1989)

AUFSCHWUNG FÜR DIE AUSWÄRTIGE KULTURPOLITIK

Mit der Ära Brandt beginnt eine Zeit der Entspannungs- und Friedenspolitik. In diesem Zusammenhang wird auch das Konzept der Auswärtigen Kulturpolitik neu ausgerichtet. Die Kulturarbeit im Ausland erfährt als »dritte Säule« der deutschen Außenpolitik (neben der Außenwirtschaftspolitik und der klassischen Diplomatie) eine besondere Wertschätzung. Das Aufgabenspektrum des Goethe-Instituts wird erweitert und durch einen Rahmenvertrag mit dem Auswärtigen Amt auf eine feste institutionelle Basis gestellt. Analog zu den Entwicklungen in der Bundesrepublik greift das Goethe-Institut in der Kulturarbeit zunehmend kritische gesellschaftspolitische Themen auf, beginnt mit einer bewussten Aufarbeitung des Nationalsozialismus und wendet sich den zeitgenössischen Künsten zu.

1988 BIS 2000

1988-1994

Auf die Öffnung im Osten reagiert das Goethe-Institut mit der Gründung von 13 Instituten.

- 1988 Budapest/Ungarn
- 1989 Sofia/Bulgarien
- 1990 Prag/Tschechische Republik, Warschau/Polen
- 1991 Krakau/Polen
- 1992 Moskau/Russland
- 1993 Minsk/Weißrussland, St. Petersburg/Russland, Riga/Lettland, Bratislava/Slowakei
- 1994 Kiew/Ukraine, Tiflis/Georgien, Almaty/Kasachstan

1991

Bilanz nach 40 Jahren:

16 Institute in Deutschland

164 Institute im Ausland

28.674 Sprachkursteilnehmer im Inland

93.239 im Ausland

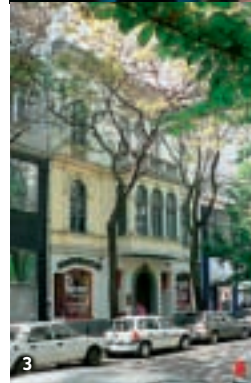
Haushalt: Die Zuwendungen des Auswärtigen Amtes betragen rund 328 Millionen DM.

1995

Bundeskanzler Kohl begrüßt den 750.000sten Sprachkursteilnehmer im Goethe-Institut Mannheim.

2000

Gründung des Goethe-Instituts Sarajewo



- 1 Klaus Kinkel eröffnet das Goethe-Institut Moskau, 1992
- 2 Next Wave Festival in New York, 1989
- 3 Goethe-Institut Budapest, 1990
- 4 Umbau des Goethe-Instituts Riga, 1998
- 5 Billy Wilder erhält die Goethe-Medaille, 1994

AUSSENMINISTER DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Hans-Dietrich Genscher, FDP (1982-1992)

Klaus Kinkel, FDP (1992-1998)

Joschka Fischer, Grüne (1998-2005)

PRÄSIDENTEN DES GOETHE-INSTITUTS

Hans Heigert (1989-1993)

Prof. Dr. h. c. Hilmar Hoffmann (1993-2001)

NEUE HERAUSFORDERUNGEN

Das Ende der Blockkonfrontation, das fortschreitende Zusammenwachsen Europas und das Zeitalter der Globalisierung stellen die Welt vor neue kulturelle Herausforderungen. 1989 ist das Jahr der politischen Umwälzungen, deren Folgen bis heute nachwirken. Die Welt verändert sich rasant: Erst fällt die Berliner Mauer, dann bricht die Sowjetunion zusammen. Die Öffnung des Eisernen Vorhangs leitet das Ende des Kalten Krieges ein. Seit dem 3. Oktober 1990 gibt es nur noch einen gemeinsamen deutschen Staat. Nach 1990 richtet sich die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik geografisch gen Osten aus. Die Auflösung Jugoslawiens leitet eine Dekade massiver Unruhen auf dem Balkan ein. Im Zuge der Aufbauarbeiten realisieren die kulturellen Mittlerorganisationen zahlreiche Kultur- und Bildungsprojekte, die auf Toleranz, die Festigung demokratischer Strukturen, die Durchsetzung der Menschenrechte und die Stärkung der Zivilgesellschaft zielen.

2000 BIS HEUTE

2001

Fusion von Inter Nacionales und dem Goethe-Institut

2001

Bilanz nach 50 Jahren:

15 Institute in Deutschland, 128 Institute und 57 Lesesäle im Ausland

24.953 Sprachkursteilnehmer im Inland

153.083 im Ausland

Haushalt: Die Zuwendungen des Auswärtigen Amtes betragen rund 434 Millionen DM.

2003

Das Goethe-Institut ist wieder in Kabul vertreten.

2006

Gründung der Vereinigung der europäischen Kulturinstitutionen EUNIC (European Union National Institutes for Culture) mit rund 30 nationalen Kulturinstitutionen aus Europa.

2007

Das Ehegatten-Nachzugsgesetz macht den Nachweis deutscher Sprachkenntnisse zur Bedingung für ein Visum. Die Arbeit des Goethe-Instituts erhält so eine innenpolitische Dimension.

2008

Mit der »Aktion Afrika« des Auswärtigen Amtes wird ein besonderer Fokus auf die Arbeit in Afrika gelegt.

Gründung des Goethe-Instituts Luanda/Angola und Wiedereröffnung des Instituts Daressalam/Tansania

Start der PASCH-Initiative: Aufbau eines weltumspannenden Netzes und Betreuung von 500 Partnerschulen durch das Goethe-Institut

2011

Bilanz nach 60 Jahren:

13 Institute in Deutschland, 136 Institute im Ausland insgesamt 947 von Goethe betreute Anlaufstellen in 128 Ländern

Sprachkursteilnehmer Inland 31.833, Ausland 185.235

Haushalt: 290,3 Millionen Euro

AUSSENMINISTER DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Frank-Walter Steinmeier, SPD (2005-2009)
Guido Westerwelle, FDP (seit 2009)

PRÄSIDENTEN DES GOETHE-INSTITUTS

Prof. Dr. Jutta Limbach (2002-2008)
Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann (seit 2008)



1 Tondo-Rap, Manila 2010
2 »Die Tropen – Ansichten von der Mitte der Weltkugel«, 2008 in Rio de Janeiro
3 Mark André in Istanbul, 2008
4 Eröffnung des Goethe-Instituts Sarajevo, 2004



STÄRKUNG DER ZIVILGESELLSCHAFT UND KONFLIKTPRÄVENTION

Nicht erst die Ereignisse vom 11. September 2001 machen die Bedeutung des interkulturellen Dialogs und der Stärkung von Zivilgesellschaften augenfällig. Die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik versucht ihren Teil zur Konfliktprävention beizutragen. Die kulturellen Mittlerorganisationen reagieren auf die Terroranschläge vom 11. September 2001 mit zahlreichen Projekten, die den Dialog mit der islamischen Welt intensivieren. Das Goethe-Institut startet Initiativen wie »Kultur und Entwicklung« und schafft immer mehr Plattformen zum multilateralen Austausch von Intellektuellen, Künstlern und Kulturschaffenden. Das Goethe-Institut versteht sich als unabhängiger Akteur in einer weltweiten Lerngemeinschaft.

GOETHE-SZENEN

VON DEN 50ER-JAHREN BIS IN DIE 70ER



ISERLOHN 1961

NEU-DELHI 1959

Eröffnung des Goethe-Instituts



Fotoausstellung über zeitgenössisches Ballett in Deutschland

TURIN 50ER-JAHRE



ISERLOHN 1961



ISERLOHN 1961



BEIRUT 1962



Grundsteinlegung für das Goethe-Institut

NAIROBI 1963





LONDON 1971

Ausstellung zeitgenössischer Plakate aus Deutschland, in der Mitte: Institutsleiter Klaus Schulz



AROSA 1964



KOPENHAGEN 1965

Ausstellungseröffnung »Foto und Kunst«, Institutsleiter Harald Höner (links) und Kurt Harald Isenstein

LONDON 1969



SAN FRANCISCO 1970



oben: Institutsleiter Ernst Schürmann (links) und Kollegen
oben Mitte: Christoph Kaempf, Institutsleiter, als Goshinzosan

KYOTO 1972



AMSTERDAM 70ER-JAHRE

TURIN 1973



Werbung für George-Grosz-Ausstellung

ATHEN 1971



MEDELLIN 1973



Woche des deutschen Films

SALVADOR DA BAHIA 1976



TOULOUSE 1975

Mauricio Kagel



NEU-DELHI 1978

Abschiedskonzert für Heimo Rau, Institutsleiter,
daneben: Karan Singh

Teilnehmerinnen der Reihe »Gespräche
zu Avantgarde-Kunst und Politik«

NANCY 70ER-JAHRE



KYOTO 1977

Eröffnung der Max-Ernst-Ausstellung



Gerhard Koebe, Institutsleiter, mit seinen Kollegen Renate Demengeon und Hans Fratscher



IZMIR 1975



ZAGREB 1979

Wolfgang Dauner

EIN STARKES STÜCK DEUTSCHER GESCHICHTE

GUIDO WESTERWELLE, FRANK-WALTER STEINMEIER UND HANS-DIETRICH GENSCHER GRATULIEREN

Als weltweit tätiges Kulturinstitut leistet das Goethe-Institut einen wichtigen Beitrag zur deutschen Außenpolitik. Zum 60-jährigen Jubiläum schicken der amtierende Außenminister und seine Vorgänger Frank-Walter Steinmeier und Hans-Dietrich Genscher ihre Wünsche für die nächsten zehn Jahre.



Bernard Membe, Außenminister von Tansania, **GUIDO WESTERWELLE** und Dirk Niebel weihen die neue Unterkunft des Goethe-Instituts in Dar es Salaam ein, 2010



Klaus-Dieter Lehmann und **FRANK-WALTER STEINMEIER** eröffnen den Kongress »Wiedervorlage Nationalkultur«, 2008



HANS-DIETRICH GENSCHER mit Giulio Andreotti, Klaus von Bismarck und Manfred Hutter, Einweihung der neuen Räume des Goethe-Instituts Rom, 1987

SEH-, HÖR- UND DENKGEGEWOHNHEITEN AUFBRECHEN

Aus den Anfangsjahren als Fortbildungsstätte für Deutschlehrer im Auslandseinsatz hat sich das Goethe-Institut zu einem Herzstück der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik unseres Landes entwickelt. Wer wissen will, wie das moderne Deutschland aussieht, wer die großen kulturellen Traditionen unseres Landes entdecken möchte oder die neuesten Werke deutscher Avantgarde, wer sich für ein Studium oder eine Karriere als Wissenschaftler in Deutschland interessiert, war und ist beim Goethe-Institut in den besten Händen.

Diese große Tradition wird das Goethe-Institut in den kommenden Jahren und Jahrzehnten fortsetzen. Es wird Sprachlabor und Studienberatung, Galerie und Konzertsaal bleiben. Ein Ort, an dem sich Menschen und Ideen begegnen, inspirieren und gemeinsam Neues erschaffen. Ein Ort, an dem man um der Sache willen beherzt streiten kann.

Johann Wolfgang von Goethe hat die Zeiten, als Kultur das Privileg weniger war, als Dichter am Fürstenhof noch selbst durchlebt und durchlitten. Im kulturellen Verständnis des modernen Deutschlands muss nicht jede kulturelle Veranstaltung allen gefallen, aber allen muss der Weg zur Kultur offen stehen. Die Kultur der Bundesrepublik ist eine Kultur der Teilhabe. Unsere Verfassung garantiert die Freiheit der Kultur; das macht unsere Kultur der Freiheit aus. Ein Goethe-Institut auf intellektuellem Kuschelkurs stünde unserem Land, das zu Recht stolz ist auf seine Kultur des kritischen Diskurses, schlecht zu Gesicht.

Im 20. Jahrhundert hat die Kultur viele Fesseln abgestreift: Fesseln von Religion und überkommenen Moralvorstellungen, manchmal auch die (vermeintliche) Fessel des guten Geschmacks. Auch in zehn Jahren wird der Name Goethe für ein Kulturverständnis stehen, das sich nicht im Dekorativen und Ornamentalen erschöpft, sondern immer wieder Seh-, Hör- und Denkgewohnheiten aufbricht. Das Goethe-Institut wird wie jeder gute Dolmetscher weiter dafür sorgen, dass Menschen aus unterschiedlichen Lebenswelten ihre Gemeinsamkeiten verstehen, ohne aufzugeben, was sie als Persönlichkeit einzigartig macht.

Auch in zehn Jahren wird uns das Goethe-Institut auf Entdeckungsreise schicken. Wenn auch die Vermessung der Welt weitgehend abgeschlossen ist, geht die Vermessung innerer Geisteswelten nie zu Ende. In der Welt des kulturellen Schaffens ist Erneuerung das vielleicht einzig Beständige. Ich erwarte ein Goethe-Institut, das spezifisch Deutsches nicht künstlich vom Europäischen und Universellen trennt, das Platz bietet für Schwermütiges und Leichtfüßiges. Ich erhoffe ein Goethe-Institut, das aufwecken und aufdecken kann, innere Widersprüche offenbaren, das Ober-

flächen zum Glänzen bringt und dennoch viel tiefer blicken lässt. Provokation und Grenzüberschreitung gehören dazu, aber auch die Souveränität, mit klassischer Ästhetik und Harmonie-Empfinden Frieden zu schließen.

Das Goethe-Institut hat sich bewährt, weil es dem gesellschaftlichen Wandel folgt und manchmal sein Vorreiter ist. Wenn man also fragt, wo das Goethe-Institut in zehn Jahren stehen wird, kann die Antwort weder lauten: »genau dort, wo es jetzt steht«, noch: »ganz woanders«. Das Gute von gestern mit dem Guten von morgen zu verbinden, ist eine große Herausforderung. Das Gleiche gilt für die Frage, wo auf dieser Welt im Wandel die Goethe-Institute stehen sollen und werden.



Wer könnte beides besser bewältigen als ein Haus mit so großer Tradition und bewährter Kraft zur Erneuerung?

**Bundesaußenminister
Guido Westerwelle**

MUTIG DIE GRENZEN DES KULTURELLEN MAINSTREAM ÜBERSCHREITEN

60 Jahre Goethe-Institut, das ist ein besonderes, ein paradigmatisches Stück bundesrepublikanischer Geschichte. Es war ein langer Weg von den zurückhaltenden Anfängen als Institut für Sprachvermittlung zur weltweit agierenden Agentur für kulturellen Austausch, ebenso lang und steinig wie der Weg Deutschlands aus der selbstverschuldeten Paria-Rolle zurück in die Mitte der Weltgemeinschaft.

Es ist kein Zufall, dass der Mann, der das Ansehen der Bundesrepublik in der Welt wie kein anderer rehabilitiert und gemehrt hat, als einer der ersten die herausragende Bedeutung erkannt hat, die Kultur und Bildung in der Außenpolitik haben. Willy Brandt war seiner Zeit weit voraus, als er in den 70er-Jahren die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik zur dritten Säule der Außenpolitik erklärt hat. Wie weit, das erkennt man mit Blick auf die Jahre nach dem Epochenbruch von 1989/90, in denen Deutschland lange, allzu lange gebraucht hat, die Tiefe der Veränderungen zu verstehen, seine neue Rolle anzunehmen und mit den tektonischen Verschiebungen in der globalen Architektur umzugehen.

Dass wir uns immer wieder neu erklären müssen in einer sich immer rascher verändernden und immer weiter zusammenwachsenden Welt, dass es ein neues Interesse und höchste Erwartungen an Deutschland gibt, dass kulturelle Brücken in einer multipolaren Welt wichtiger denn je sind als Fundament zur Lösung politischer Konflikte – das alles musste gelernt werden. Es galt, Verkrustungen und Erstarrungen aufzubrechen, lange eingeübte Gewohnheiten abzulegen und neue Fenster und Türen zur Welt zu öffnen. Die Reform des Goethe-Instituts war dafür zentral. Ich bin froh, dass es uns gemeinsam gelungen ist, die schleichende Ausblutung zu stoppen, den Aktionsradius zu erweitern, neue Institute zu eröffnen, neue Allianzen zu schmieden und die Vernetzung mit Initiativen wie der »Aktion Afrika« und »Schulen – Partner der Zukunft« zu organisieren.

Wo sehe ich das Goethe-Institut in zehn Jahren? Ich wünsche mir einen immer wachen und sensiblen Vermittler deutscher Kultur im umfassenden Sinne, der die Veränderungen unserer Gesellschaft und die kulturelle Vielfalt unseres Landes erspürt und erlebbar macht. Ich wünsche mir jederzeit Mut, die Grenzen des kulturellen Mainstream zu überschreiten und innovativen Künstlern und neuen Formen von Kunst und Kultur Raum zu geben. Ich wünsche mir vor allem eine enge europäische Vernetzung und Kooperation, auch um den gefährlichen politischen Fliehkräften in der Europäischen Union entgegenzuwirken. Ich wünsche mir eine Organisation, durch die jederzeit ein frischer Wind weht, die sich offen zeigt für Impulse von außen. Und ich wünsche mir politische Verantwortliche, die dem Goethe-Institut die Freiheit und die – auch finanziellen – Möglichkeiten erhalten, dies alles zu erfüllen.



Frank-Walter Steinmeier, Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion, war von 2005 bis 2009 als Bundesaußenminister für die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik verantwortlich.

DIE AUSWÄRTIGE POLITIK HAT DEM GOETHE-INSTITUT VIEL ZU VERDANKEN

Die Rückkehr Deutschlands in die internationale Staatengemeinschaft, die Zeit des Kalten Kriegs, die deutsche Einheit, die Wende in den Staaten Mittel-, Südost- und Osteuropas, aber auch das Entstehen neuer Kraftzentren vor allem in Asien und Lateinamerika und die Globalisierung sind nur einige der gewichtigen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte, die die Auswärtige Kulturpolitik immer wieder vor neue Herausforderungen gestellt haben. Als größte Mittlerorganisation der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik, als »dritte Säule« unserer auswärtigen Beziehungen neben Politik und Wirtschaft, hat das Goethe-Institut in all diesen Phasen das kulturelle Klima im In- und Ausland entscheidend mitgeprägt.

Deutschland ist nicht nur eine führende Wirtschaftsnation; wir sind eine Kulturnation. Das allein verbietet eine Ökonomisierung des Deutschlandbildes in der Welt. Deshalb ist Auswärtige Kulturpolitik mehr als schmückende Beigabe unserer Außenpolitik, und schon gar nicht ist sie eine ästhetische Form der Außenhandelsförderung.

Das europäische Deutschland braucht eine weltoffene Auswärtige Kulturpolitik. Im Zeitalter der Globalisierung und im Zeichen eines Wiedererstarkens kultureller Identitäten nach dem Ende des Kalten Krieges gilt das mehr denn je. Die leidvollen Erfahrungen der europäischen Geschichte im vergangenen Jahrhundert haben gezeigt, dass Feindbilder vor allem auf dem Boden von Unwissen und Halbwissen, von mangelnder eigener Anschauung und Klischees gedeihen.

Eine Kernidee des Goethe-Instituts ist der Dialog. Ein lebendiger Kulturdialog ist die beste Garantie gegen neue Feindbilder, neuen Nationalismus und neue Ausgrenzungen. Der Dialog der Kulturen ist deshalb ein unverzichtbarer Bestandteil europäischer und globaler Friedenspolitik. Das kann heute, wo die These vom angeblich unausweichlichen »Zusammenstoß der Kulturen« in aller Munde ist, nicht genug betont werden. Wer könnte deshalb widersprechen, wenn er die friedensstiftende Fähigkeit zum Verstehen und zur Kommunikation als eine der vornehmsten Aufgaben einer zeitgemäßen Auswärtigen Kulturpolitik sieht? Worauf es vor allem ankommt, ist, dass der Dialog zwischen den Kulturen der Welt ergebnisoffen geführt wird, das heißt, es muss ein wirklicher Dialog sein. Es geht darum, den Anderen in seiner Andersartigkeit ernst zu nehmen und zu respektieren, ihn in seinem Anderssein nicht nur zu ertragen, sondern auch zu wollen.

Die Auswärtige Politik hat dem Goethe-Institut viel zu verdanken: Am besten wissen das die Kunstschaffenden und alle jene, die Kunst und Kultur als unverzichtbaren Teil ihres Lebens sehen und schließlich jene, die professionell über Kunst nachdenken. Für die Zukunft wünsche ich dem Goethe-Institut, dass es seine Unabhängigkeit bewahrt, sich nicht scheut, die Wirklichkeit so kompliziert darzustellen, wie sie nun einmal ist, auf die drängenden Themen der Zeit zu reagieren und Ideen- und Kontaktzentrum im weltweiten Künstler- und Wissenschaftsdialog zu bleiben.



Hans-Dietrich Genscher hatte von 1974 bis 1992 nahezu ununterbrochen das Amt des Außenministers inne und war damit der am längsten amtierende Außenminister der Bundesrepublik.

BRINGT DAS WAS?

WARUM KULTURAUSTAUSCH ZUM DEUTSCHEN EXPORTÜBERSCHUSS BEITRÄGT

Von Uwe Timm



BÜCHERBUS IN RAMALLAH Wo keine Bibliotheken zugänglich sind, schickt das Goethe-Institut die Bücher auf Reisen



UWE TIMM IM GOETHE-INSTITUT ISTANBUL Lesung und Diskussion mit Ayfer Tunç, in der Mitte: Fügen Uğur, Übersetzerin und Moderatorin

Überall dort, wo ein kultureller Austausch stattfindet, der das Fremde erforscht, um das Eigene zu verstehen, kommt es zu einer Bereicherung beider Seiten.

Wozu Kulturarbeit im Ausland? Deutsch lernen, schön und gut, nutzt ja der Exportwirtschaft, aber Künstler durch die Länder schicken, Musiker, Literaten, Professoren, bringt das was? Na ja, sagt der Autor, der dann schon in der Defensive ist, man reise ja nicht nur aus Lust und Laune. Obwohl die Lust da sein muss. Würde man sonst in ein Flugzeug steigen? Und auch die Laune als Neugierde. Neugier auf das Land und auf die fremde Kultur. Und wenn es glückt, sollte diese Neugier auf beiden Seiten sein. Wie in Japan, wo die Novelle »Die Entdeckung der Currywurst« übersetzt erschienen war. Eingeladen von dem Goethe-Institut in Tokyo zur japanischen Germanisten-Tagung, lernte der Autor erstmals das Land kennen und die japanischen Leser ihn. Das Besondere an diesen Reisen liegt doch darin, dass sie in eine fremde Gesellschaft Einblicke gewähren, die man als Tourist nie in dieser Kompaktheit bekommen könnte. Es ist die kenntnisreiche Gastfreundschaft der Institutsmitarbeiter, die den Kontakt zu den Kollegen und Intellektuellen herstellt.

Der Autor liest aus seinen Arbeiten, hält einen Vortrag über Natur und das Naturverständnis im christlichen Abendland, diskutiert und redet mit den japanischen Germanisten, erlebt das ihm so fremde Land, sieht mit Staunen die Tempel in Kyoto, die Hallen mit den grellbunten, irrwitzig lauten Spielautomaten, das Nō-Theater, diskutiert über das Naturverständnis in Japan und Europa mit Wissenschaftlern, trinkt zeremoniell seinen Tee und kann aus eigenem Erleben bezu- gen, dass ein märchenhaft anmutender Satz der Leiterin des Goethe-Instituts wahr wird: In Japan geht normalerweise nichts verloren.

Der Autor hatte seine Brille auf einer Parkbank in Osaka liegen lassen, bekam sie aber noch am selben Abend im Hörsaal der Universität zurück. Das Institut hatte bei der Polizei ange- rufen, und nun lag die Brille auf dem Pult, und zwar geputzt. Vom Finder? Von der Polizei? Von der Institutsdirektorin, Frau Matusche? Eine Folge dieser Reise war ein bleibendes, stetig wachsendes Interesse des Autors an der Kultur und Geschich- te Japans, ein Interesse, das später in einen Roman eingehen sollte, in »Halbschatten«. Auch dieser wird, wenn er übersetzt ist, das sei den Haushaltsexperten gesagt, einen Beitrag zum Exportüberschuss leisten.

DIE FREIHEIT VON SPRACHE UND KULTUR

Zugegeben nicht wie bei einer Lieferung von Werkzeugma- schinen, aber immerhin, die Reisekosten sind im Nachhinein gedeckt und belasten nicht den Steuerzahler. Gut, kann man sagen, das ist die Sicht des Reisenden, der, wenn er nicht ganz und gar abgedichtet ist, seinen Gewinn aus einer solchen

Tour d'Horizon zieht. Und die andere Seite? Also jene der Institution mit ihren Vorgaben und Aufgaben, für die Steuer- gelder benötigt werden? Es kann nicht ausbleiben, an dieser Stelle ein Zitat von demjenigen zu bringen, der dem Institut seinen Namen gibt: »Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten; er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.«

Hier ist natürlich nicht der Markt gemeint, der die Handels- kammern aufhorchen lässt, sondern der Ort, den Goethe als Weltliteratur bezeichnet. Hier treffen sich die Nationen nicht in Konkurrenz, sondern in gegenseitigem Austausch von Sprache und Literatur. Kein Wettbewerb, welche Sprache die schönste, die reichste, genaueste ist. Zur misslichen deutschen Geschichte gehört auch das einst so aufgeblasene Selbstver- ständnis, am deutschen Wesen solle die Welt genesen. Der Stolz auf die kulturellen Leistungen einer Nation hat immer etwas Lächerliches, insbesondere, wenn sich der Typus des Blockwarts damit brüstet. Es ist nicht die einzelne Sprache, die einen Wert an sich und über sich hinaus hat, sondern ihr Gebrauch. Daher die Verantwortung gegenüber Sprache und Kultur: Sie darf nicht in den Dienst politischer oder wirt- schaftlicher Macht genommen werden und schon gar nicht als Instrument der Erniedrigung anderer Menschen und Nationen dienen, wie es bei der Lingua Tertii Imperii der Fall war.

Eines der wichtigsten Verdienste des Goethe-Instituts ist, dass es sich seit seiner Gründung kritisch und ausführlich mit dieser Vergangenheit beschäftigt hat. Dass es in seinen The- men und seiner Arbeit die Gesellschaft und ihre Auseinander- setzungen spiegelt und damit auch das Selbstverständnis, das sich in der deutschen Sprache reflektiert. Ein bescheide- neres, selbstkritisches Verständnis, das getragen wird von einem Begriff der kulturellen Freiheit, der nicht in eine politi- sche oder wirtschaftliche Zwangsjacke genommen werden darf, wie es das Grundgesetz mit Artikel 4 garantiert: »Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei.«

DER INDIVUELLE BLICK DER UNIVERSALISTEN

Über diese politische Festschreibung der Freiheit des Wortes hinaus ist der Sprache noch eine andere Freiheit inhärent. Der Sprecher kann im Spiel mit ihren unterschiedlichen For- men ihre Vielfalt ausschöpfen, mit jenem Staunen darüber, was Sprache vermag. Ein Staunen über Schönheit und Klang, über den Reichtum ihrer Möglichkeiten, eine Sprache, die nicht nur Mittel zum Zweck ist, sondern durch Variationen im alltäglichen Sprachgebrauch und auch in der schriftlichen Ausformung in sich die Überraschung des Neuen trägt. Die sie Vermittelnden, die Lehrer und Leiter der Institute, dürfen eben nicht nur »Dienstleister« für internationale Beziehungen im politischen und wirtschaftlichen Machtgeflecht sein.

Von ihrer Aufgabe her sind sie Universalisten, von ihrer konkreten Tätigkeit Individualisten, je eigenwilliger und leidenschaftlicher ihre Interessen, desto besser werden sie ihrer Aufgabe gerecht, denn sie spiegeln damit nicht nur ein offiziell gewünschtes Bild, sondern etwas, und das genau, von der Vielfalt und auch Widersprüchlichkeit der zeitgenössischen Kultur, also der deutschen Gesellschaft. Das gilt für die Musik, das Ballett, das Theater, den Film, für die Wissenschaft. Die für das Programm Zuständigen haben ja immer wieder einen ganz eigenen Blick auf das aktuelle kulturelle Leben Deutschlands, haben ihre Vorlieben und besonderen Interessen.

Unter ihnen konnte der Autor auf seinen Reisen wahre Fanatiker kennenlernen, die gerade deshalb in ihrem Programm die deutsche mit der jeweiligen Landeskultur zusammen, also ins Gespräch brachten und zwar sehr erfolgreich. Die Beziehungen der Nationen untereinander sind stark von politischen und ökonomischen Interessen geleitet. Dort aber, wo ein kultureller Austausch stattfindet, der das Fremde erforscht, um gleichermaßen das Eigene zu verstehen, kommt es zu jener Bereicherung beider Seiten, von der Goethe spricht. Die Unabhängigkeit des Goethe-Instituts von der Exekutive garantiert dieses freie Gespräch. Also wünscht man sich als Steuerzahler noch mehr Institute im Ausland. Mehr Mitarbeiter. Und für die Institute vor allem auch Bibliotheken. Viele sind in den vergangenen Jahren geschlossen worden. Schließungen, die in Anbetracht anderer Budgets – man mag schon gar nicht mehr die Milliarden für die maroden Banken als Beispiel erwähnen – einfach skandalös sind.

FREIRAUM FÜR GEDANKEN UND MEINUNGEN

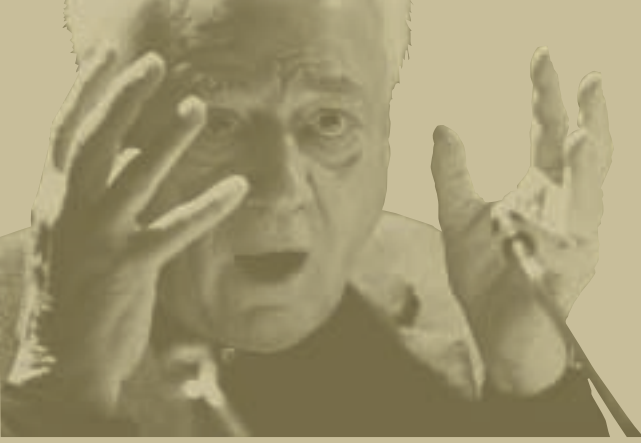
In diesen Bibliotheken ist ja nicht nur der Zugriff auf die Belletristik möglich, sondern auch auf politische und ökonomische Literatur und Zeitschriften. Vor allem waren und sind sie jener Freiraum, der einen Austausch von Gedanken und Meinungen ermöglicht. Wie es der Autor in dem diktatorisch regierten Indonesien 1991 erleben durfte. Der Leiter des Instituts, Friedrich Winterscheidt, lud Intellektuelle und Schriftsteller ein, die sich in dem Institut trafen und offen miteinander reden konnten. Unter ihnen war auch Pramoedya Ananta Toer. Da saß dieser alte Mann, der jahrelang in japanischen, in holländischen, später in indonesischen Lagern und Gefängnissen festgehalten worden war, und sprach, das war das Überraschende, deutsch. Ein nicht im Goethe-Institut, sondern paradox genug, in einem japanischen Lager und holländischen Gefängnissen gelerntes Deutsch. Er sagte seinen Dank an das Institut, das ihn mit deutscher Literatur versorgte und an den Leiter, der so mutig war, ihn, den vom Diktator Suharto Verbannten, nicht nur einzuladen, sondern auch im Dienstwagen des Instituts abzuholen. Die Bitte an den Eingeladenen, an mich, war, sich um die Übersetzungen von Toers Romanen ein wenig zu kümmern.

Sicherlich werden heute Kontakte durch Facebook und Twitter erleichtert, aber der persönliche Kontakt wird auch weiterhin die Grundlage bleiben für kritische Gespräche in nicht demokratisch regierten Ländern. Und um ein weiteres Beispiel zu nennen: Sicherlich wären nicht derart viele deutsche zeitgenössische Autoren ins Griechische übersetzt worden, wenn sie nicht der Athener Institutsleiter Horst Deinwallner zu Lesungen und Diskussionen eingeladen und sie bei der Gelegenheit mit den Verlagen in Athen bekannt gemacht hätte. Wie umgekehrt griechische Autoren nach Deutschland vermittelt und übersetzt wurden. Inzwischen ist der Transfer von Übersetzungen deutscher Literatur nicht mehr allein der Initiative Einzelner überlassen, sondern die Arbeit wird mit großem Erfolg von Litrix gemacht. Darüber hinaus gibt es Projekte, bei denen deutsche und ausländische Autoren zusammenarbeiten.

Die Aktivitäten reichen inzwischen auch weiter bis zu Schulungen für das Verlagswesen oder Ausbildungen in Medientechnik. Und dann natürlich damals wie heute die Lesungen und Diskussionen vor und mit den ausländischen Deutschlehrern und Studenten, denn das vermittelt kein Lehrbuch – den Klang der Sprache. Viel Lob für die Arbeit des Goethe-Instituts. Das Lob der deutschen Sprache können wir anderen überlassen, so wie es Jorge Luis Borges in dem schönen Gedicht »An die deutsche Sprache« getan hat: »Du, deutsche Sprache, bist Deutschlands / Größtes Werk: Die verschlungene Liebe / Zusammengesetzter Stimmen, die offenen / Vokale, die Laute, die den gelehrten / Hexameter der Griechen erlauben / Und dein Rauschen von Wäldern und Nächten.«



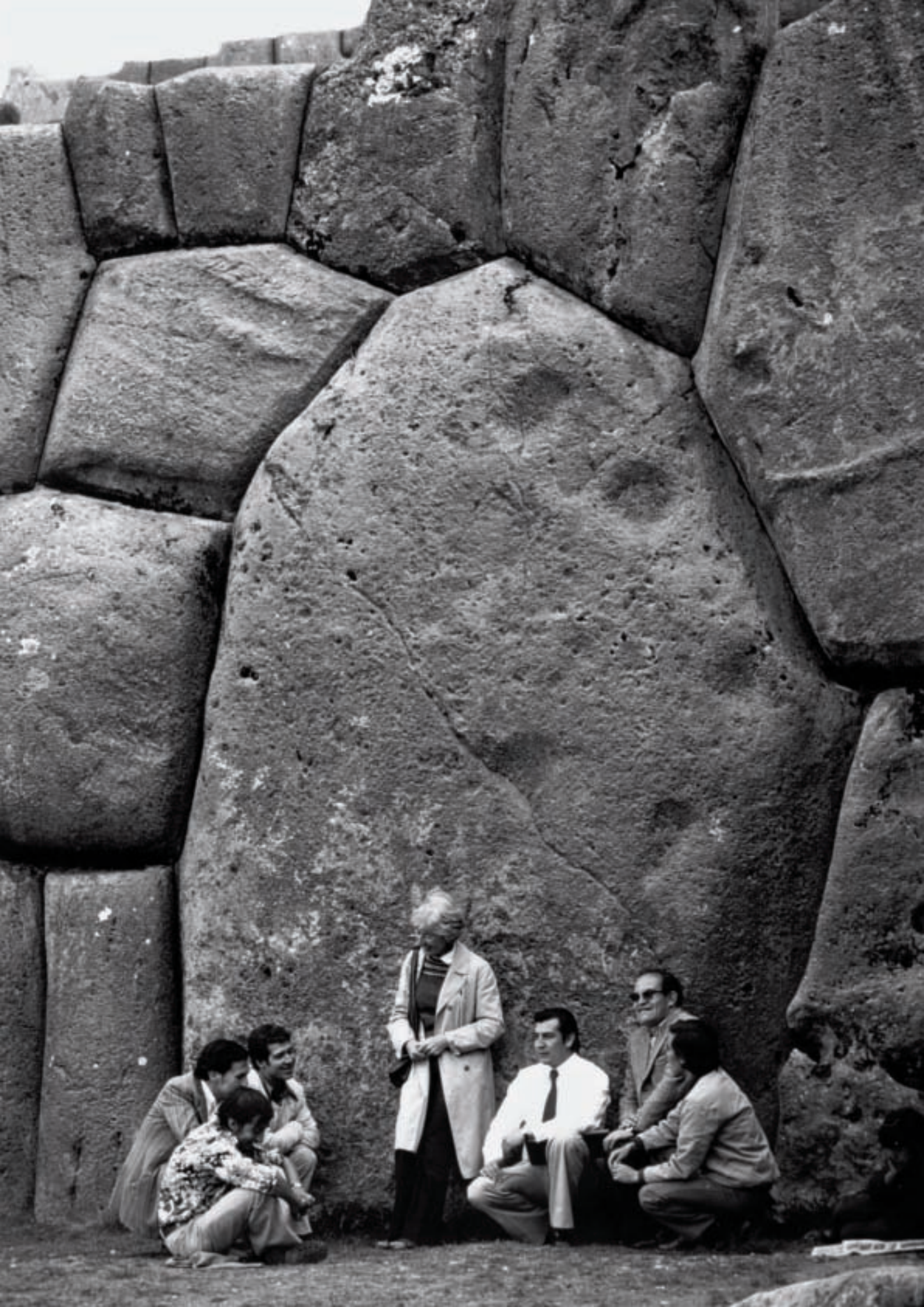
Uwe Timm ist einer der erfolgreichsten deutschen Schriftsteller. Sein literarisches Werk umfasst Erzählungen, Romane, Kinderbücher, Drehbücher, Hörspiele und Essays. 2008 erschien von ihm der Roman »Halbschatten«, 2011 die Novelle »Der Freitisch« (2011). Timms Werk wurde in 28 Sprachen übersetzt und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt 2009 mit dem Heinrich-Böll-Preis.



ALEXANDER KLUGE 2007 in Madrid



ANJA TUCKERMANN 2010 in Almaty



IST SPRACHE HEIMAT?

REDEN IST EIN FADEN, DER IMMER WIEDER NEU GEKNÜPFT WERDEN MUSS

Von Herta Müller

Jede Sprache bestimmt mit anderen Bildern die Sicht ihrer Sprecher auf die Welt. Wer zwischen Sprachen wechselt, verliert Gewissheiten, lernt aber auch dazu.

Im Dialekt des banatschwäbischen Dorfes, in dem ich aufgewachsen bin, sagte man: Der Wind »geht«. Im Hochdeutschen, das man in der Schule sprach, sagte man: Der Wind »weht«. Und das klang für mich als Siebenjährige, als würde er sich wehtun. Und im Rumänischen, das ich damals in der Schule zu lernen begann, sagte man: Der Wind »schlägt«, »vintul bate«. Das klang damals, als würde er anderen wehtun. Und genauso unterschiedlich wie das Wehen ist das Aufhören des Windes. Auf Deutsch heißt es: Der Wind hat sich »gelegt«. Auf Rumänisch aber: Der Wind ist »stehen geblieben«, »vintul a stat«. Dieses Beispiel vom Wind ist nur eines von den ständig verschiedenen Bildern, die zwischen zwei Sprachen für ein und dieselbe Tatsache stehen. Zwischen allen Sprachen tun sich Bilder auf. Jeder Satz ist ein von seinen Sprechern so und nicht anders geformter Blick auf die Dinge. Jede Sprache sieht die Welt anders an, hat ihr gesamtes Vokabular durch diese andere Sicht anders gefunden – ja sogar anders eingefädelt ins Netz seiner Grammatik. In jeder Sprache sitzen andere Augen in den Wörtern.

Lilie, »crin«, ist im Rumänischen maskulin. Sicher schaut *die* Lilie einen anders an als *der* Lilie. Man hat es auf Deutsch mit einer Liliendame, auf Rumänisch mit einem Herrn zu tun. Wenn man beide Sichtweisen kennt, schaukeln sich im Kopf eine Liliendame und ein Lilienherr zusammen. Was wird die Lilie in zwei gleichzeitig laufenden Sprachen? Eine Frauen-nase, ein Männergaumen. Riecht sie nach Kommen und Gehen oder nach Bleiben über die Zeit? Eine doppelbödiges Lilie ist immer unruhig im Kopf und sagt deshalb mehr von sich und der Welt als die einsprachige Lilie.

SPRACHE VERWANDELT GEGENSTÄNDE

Von einer Sprache zur anderen passieren bei ein- und demselben Gegenstand jedes Mal Verwandlungen. Egal um welche Sprachen es dabei geht. Die Sicht der Muttersprache stellt sich dem anders Geschauten der fremden Sprache. Die Muttersprache hat man fast ohne eigenes Zutun. Sie ist eine Mitgift, die unbemerkt entsteht. Von einer später dazugekommenen und anders daherkommenden Sprache wird sie beurteilt. Im einzig Selbstverständlichen blinkt auf einmal das Zufällige aus den Wörtern. Die Muttersprache ist fortan nicht mehr die einzige Station der Gegenstände, das Muttersprachenwort nicht mehr das einzige Maß der Dinge. Ja sicher, die Muttersprache bleibt unverrückbar, was sie einem ist. Im großen Ganzen glaubt man ihrem Maß, auch wenn dieses vom Geschau der dazukommenden Sprache relativiert wird. Man weiß, dieses wenn auch zufällige, so doch instinktive Maß ist das Sicherste und Notwendigste, das man hat. Es steht dem Mund gratis zur Ver-

fügung, ohne bewusst gelernt worden zu sein. Die Muttersprache ist momentan und bedingungslos da wie die eigene Haut. Und genauso verletzlich wie diese, wenn sie von anderen gering geschätzt, missachtet oder gar verboten wird.

Wer wie ich in Rumänien aus dem Dialektort mit dürftigem Schulhochdeutsch nebenher in die Landessprache der rumänischen Stadt kam, hatte es schwer. Während der ersten zwei Jahre in der Stadt war es meist leichter für mich, in unbekannter Gegend die richtige Straße zu finden als in der Landessprache das richtige Wort. Das Rumänische verhielt sich zu mir wie mein Taschengeld – es reichte nicht. Was ich sagen wollte, musste bezahlt werden mit entsprechenden Worten und viele kannte ich nicht, und die wenigen, die ich kannte, fielen mir nicht rechtzeitig ein. Aber heute weiß ich, dass dieses nach und nach, das Zögerliche, das mich unter das Niveau meines Denkens zwang, mir auch die Zeit gab, die Verwandlung der Gegenstände durch die rumänische Sprache zu bestaunen.

Ich weiß, dass ich von Glück zu reden habe, weil das geschah. Welch ein anderer Blick auf die Schwalbe im Rumänischen, die »rîndunica«, die »Reihensitzchen« heißt. Wie viel mehr ist darin als im deutschen Wort. Im Vogelnamen wird mitgesagt, dass die Schwalben in schwarzen Reihen, eine dicht an der anderen auf dem Draht sitzen. Ich hatte es, als ich das rumänische Wort noch nicht kannte, jeden Sommer im Dorf gesehen. Es verschlug mir den Atem, dass man die Schwalbe so schön benennen kann. Es wurde immer öfter so, dass die rumänische Sprache die sinnlicheren, auf mein Empfinden besser zugeschnittenen Wörter hatte als meine Muttersprache. Ich wollte den Spagat der Verwandlungen nicht mehr missen. Nicht im Reden und nicht im Schreiben. Ich habe in meinen Büchern noch keinen Satz auf Rumänisch geschrieben. Aber selbstverständlich schreibt das Rumänische immer mit, weil es mir in den Blick hineingewachsen ist.

DIE VERTRAUTERE SPRACHE

Es tut keiner Muttersprache weh, wenn ihre Zufälligkeiten im Geschau anderer Sprachen sichtbar werden. Im Gegenteil, die eigene Sprache vor die Augen einer anderen zu halten, führt zu einem durch und durch beglaubigten Verhältnis, zu einer unangestregten Liebe. Ich habe meine Muttersprache nie geliebt, weil sie die bessere ist, sondern die vertrauteste. Das instinktive Vertrauen in die Muttersprache kann aber durchkreuzt werden. Nach der Vernichtung der Juden im Nationalsozialismus musste Paul Celan damit leben, dass seine deutsche Muttersprache die Sprache der Mörder seiner Mutter ist. Aber in dieser kalten Schneise stehend, hat Celan sie nicht abschütteln können. Denn im allerersten Wort, das Celan beim Sprechen lernen sagte, saß diese Sprache schon drin. Sie war das Erstvertraute und musste es bleiben. Auch als sie nach

den Schornsteinen der Konzentrationslager roch, musste Celan diese Sprache als intimsten Zungenschlag zulassen, obwohl er zwischen dem Jiddischen, Rumänischen und Russischen aufgewachsen war und das Französische zur Alltagssprache wurde.

Ganz anders dagegen bei Georges-Arthur Goldschmidt. Er hat nach der Judenvernichtung Jahrzehnte auf Französisch geschrieben, sich der deutschen Sprache verweigert. Aber vergessen hat er sie nicht. Und seine letzten, auf Deutsch geschriebenen Bücher sind so virtuos, dass die meisten in Deutschland geschriebenen Bücher matt daneben stehen. Man kann auch sagen, Goldschmidt wurde die Muttersprache für lange Zeit geraubt.

SEINE SPRACHE NIMMT MAN MIT

Viele deutsche Schriftsteller wiegen sich in dem Glauben, dass die Muttersprache, wenn es darauf ankäme, alles andere ersetzen könnte. Obwohl es bei ihnen noch nie darauf angekommen ist, sagen sie: »Sprache ist Heimat«. Autoren, deren Heimat unwidersprochen parat steht, denen zuhause nichts Lebensbedrohliches zustößt, irritieren mich mit dieser Behauptung. Wer als Deutscher »Sprache ist Heimat« sagt, steht in der Pflicht, sich mit denen in Beziehung zu setzen, die diesen Spruch geprägt haben. Und geprägt haben ihn die Emigranten, die Hitlers Mördern durch Flucht entkommen waren. Auf sie bezogen, schrumpft »Sprache ist Heimat« zu einer blanken Selbstvergewisserung. Er bedeutet lediglich: »Es gibt mich noch.«

»Sprache ist Heimat« war den Emigranten in einer aussichtslosen Fremde das in den eigenen Mund gesprochene Beharren auf sich selbst. Leute, deren Heimat sie nach Belieben kommen und gehen lässt, sollten diesen Satz nicht strapazieren. Sie haben sicheren Boden unter den Füßen. Aus ihrem Mund kommend, blendet der Satz die Tragik der Geflohenen aus. Er suggeriert, dass Emigranten vom Zusammenbruch der Existenz, von der Einsamkeit und dem für immer zerbrochenen Selbstverständnis absehen könnten, da die Muttersprache im Schädel als tragbare Heimat alles wieder gutmacht. Man kann nicht, man muss seine Sprache mitnehmen. Nur wenn man tot wäre, hätte man sie nicht dabei – aber was hat das mit Heimat zu tun.

HEIMAT IST, WAS GESPROCHEN WIRD

Ich halte mich an einen Satz von Jorge Semprún. Er steht in seinem Buch »Federico Sánchez verabschiedet sich« und ist das Resümee des KZ-Häftlings und des in der Fremde hausenden Emigranten Semprún während der Franco-Diktatur. Semprún sagt: »Nicht Sprache ist Heimat, sondern das, was gesprochen wird.« Er weiß um das minimale innere Einverständnis mit den gesagten Inhalten, das man braucht, um dazuzugehören. Wie sollte im Franco-Spanien das Spanische ihm Heimat sein. Die Inhalte der Muttersprache richteten sich

gegen sein Leben. Semprúns Einsicht »Heimat ist das, was gesprochen wird« denkt, statt am elendigsten Punkt der Existenz mit Heimat zu trösten. Und wie viele Iraner werden bis heute für einen einzigen persischen Satz ins Gefängnis geworfen. Und wie viele Chinesen, Kubaner, Nordkoreaner, Iraker können in ihrer Muttersprache keinen Augenblick zu Hause sein. Oder konnte etwa ein Sacharow, mit dem Russischen in Hausarrest gesperrt, Heimat haben?

Wenn am Leben nichts mehr stimmt, stürzen auch die Wörter ab. Hinzu kommt noch, dass alle Diktaturen, die rechten wie die linken, die atheistischen wie die göttlichen, die Sprache in ihren Dienst nehmen. In meinem ersten Buch über eine Kindheit im banatschwäbischen Dorf zensierte der rumänische Verlag neben all dem anderen sogar das Wort »Koffer«. Es war zum Reizwort geworden, weil die Auswanderung der deutschen Minderheit tabuisiert werden sollte. Diese Inbesitznahme bindet den Worten die Augen zu und versucht, den wortimmanenten Verstand der Sprache zu löschen. Die verordnete Sprache wird so feindselig wie die Entwürdigung selbst.

VERORDNETE SPRACHE ALS MAHNUNG

Die verordnete Sprache begegnete mir schon im Kindesalter täglich in der Schule. Einerseits als Wiederholung von Lobgesängen und Feiertagsritualen für Partei und Vaterland, als mitten in die Kindheit gelegte Einübung ins bedingungslose Gehorchen und als Verhinderung des eigenen Denkens und aller individueller Eigenschaften. Andererseits begegnete mir die verordnete Sprache als von zu Hause mitgegebene Mahnung, in der Schule vor anderen über alles zu schweigen, was zu Hause in der Familie gesprochen wurde. Aber auch schon zu Hause wurde nicht viel, nicht einmal das Nötigste gesprochen. Ich glaube Bauern reden weniger als nötig, sie haben das wortärmste Naturell aller Leute, die mir bisher begegnet sind. Die Stärke der Bauern aus meiner Umgebung von damals war das große Schweigen, es hielt dicht und war so beständig, dass es gar nicht mehr auffiel. Es war eine Lebensweise, zu der das Reden gar nicht gepasst hätte.

Diese Art des Schweigens ist keine Pause zwischen dem Reden, sondern eine Sache für sich. Ich kenne von zu Haus bei den Bauern eine Lebensweise, die sich den Gebrauch von Wörtern nicht zur Gewohnheit machte. Wenn man nie über sich selbst spricht, redet man nicht viel. Je mehr jemand zu schweigen imstande war, umso stärker war seine Präsenz. Wie alle im Haus hatte auch ich gelernt, am anderen das Zucken der Gesichtsfalten, Halsadern, Nasenflügel oder Mundwinkel, des Kinns oder der Finger zu deuten und nicht auf Wörter zu warten. Zwischen Schweigenden hatten unser aller Augen gelernt, welches Gefühl der andere mit sich durchs Haus trägt. Wir horchten mehr mit den Augen als mit den Ohren. Es ent-

stand eine angenehme Schwerfälligkeit, ein in die Länge gezo-
genes Übergewicht der Dinge, die wir im Kopf herumtrugen.

So ein Gewicht geben die Wörter gar nicht her, weil sie nicht
stehen bleiben. Gleich nach dem Sprechen, kaum zu Ende
gesagt, sind sie schon stumm. Sie lassen sich nur einzeln aus-
sprechen und nacheinander. Jeder Satz kommt erst dann an
die Reihe, wenn der vorherige weg ist. Im Schweigen kommt
aber alles auf einmal daher, es bleibt alles drin hängen, was
über lange Zeit nicht gesagt wird, sogar was niemals gesagt
wird. Es ist ein stabiler, in sich geschlossener Zustand. Und
das Reden ein reißender Faden, der sich selber durchbeißt
und immer neu geknüpft werden muss.

Die Schriftstellerin **Herta Müller** wurde 1953 im rumänischen
Nitzkydorf geboren. Da Müller aufgrund ihres Engagements in
der Aktionsgruppe Banat und ihrer schriftstellerischen Tätig-
keit immer wieder Bedrohungen durch den rumänischen
Geheimdienst Securitate ausgesetzt war, verließ sie 1987
Rumänien und zog nach Berlin. 2009 wurde sie mit dem Lite-
raturnobelpreis ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihr der
Band »Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel«
(2011) mit Essays und Vorträgen. Von 1992 bis 2005 gehörte
Müller der Mitgliederversammlung des Goethe-Instituts an.



HERTA MÜLLER 2011 in Tallinn

LESEN

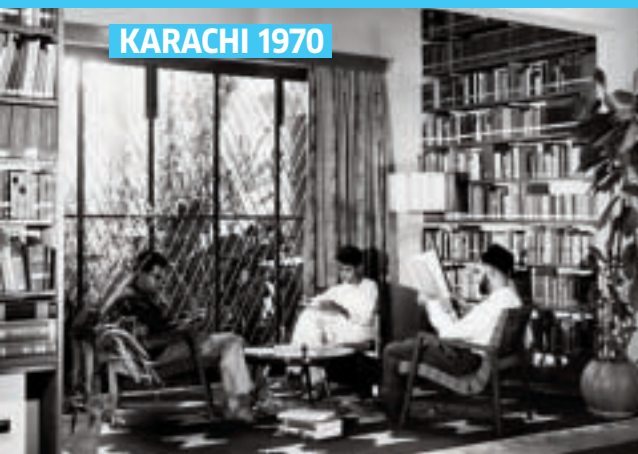
DAS GOETHE-INSTITUT UNTERHÄLT 95 BIBLIOTHEKEN
IN 66 LÄNDERN

MANILA 1970

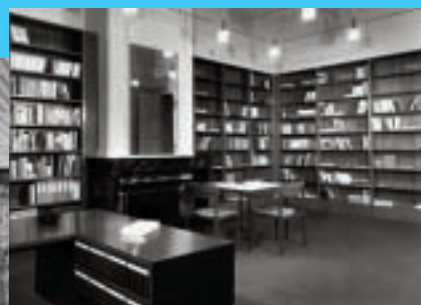


Anneliese Santos, Verwaltungsleiterin des Goethe-Instituts

KARACHI 1970



HELSINKI 1966



LYON 1966

TOKYO 1975



MONTEVIDEO 1980



TORONTO 1962



LOS ANGELES 1986



MEHR SPRACHEN, MEHR VERSTEHEN

DIE SPRACHENPOLITIK DES GOETHE-INSTITUTS

Von Hans-Jürgen Krumm



DEUTSCHMOBIL IN KAIRO Mit der Kombination Fußball und Deutsch warb das Goethe-Institut 2006 in Ägypten für die deutsche Sprache

Mit internationalen Kooperationen, Impulsen für die Sprachen- und Bildungspolitik seiner Gastländer und der Förderung von Mehrsprachigkeit in Europa engagiert sich das Goethe-Institut seit seiner Gründung für eine weltoffene Sprachenpolitik.

Dass Sprachenpolitik die Aufgabe des Auswärtigen Amtes sei, das Goethe-Institut dagegen als Mittlerorganisation das Instrument für deren Umsetzung, war bis in die 90er-Jahre hinein die offizielle Lesart der Aufgaben des Goethe-Instituts im Rahmen der Auswärtigen Kulturpolitik. Begriffe wie »Spracharbeit«, »Pädagogische Verbindungsarbeit« und »Programmarbeit« zeugen von diesem scheinbar unpolitischen Rollenverständnis. Gestimmt hat es freilich nie. Sprachenpolitik beschränkt sich ja nicht auf den Erlass von Gesetzen oder den Abschluss von Kulturabkommen.

Schon die genannten Begriffe lassen bei näherer Betrachtung erkennen, dass es sich hier um handfeste Sprachenpolitik handelt: Die »Spracharbeit«, also das Angebot an Deutschkursen und Sprachprüfungen, verschafft der deutschen Sprache Gewicht im jeweiligen Land und verändert dessen sprachpolitisches Profil; die Sprachprüfungen des Goethe-Instituts

haben weltweit Standards gesetzt und werden in vielen Bildungseinrichtungen und Berufsbereichen als Qualifikationsnachweise anerkannt. Noch stärker ist die sprachpolitische Komponente bei der »Pädagogischen Verbindungsarbeit«, heute »Bildungscooperation Deutsch«. Mit der Unterstützung von Lehrmaterial- und Curriculumentwicklungen, der Aus- und Fortbildung von Deutschlehrkräften und vielen anderen Kooperationsprojekten nimmt das Goethe-Institut Einfluss auf die Sprachen- und Bildungspolitik in den jeweiligen Ländern. So hat das Goethe-Institut, zwar in der Regel in Abstimmung mit dem Auswärtigen Amt, aber doch oft auch impulsgebend, zumindest seit den 70er-Jahren nicht nur Deutschkurse angeboten und Deutschlehrende weltweit fortgebildet, sondern zur Herausbildung eines sprachpolitischen Bewusstseins auch in Deutschland maßgeblich beigetragen und ist in zentralen sprachpolitischen Handlungsfeldern weltweit aktiv geworden.

Die 1965 eingerichtete Arbeitsstelle für wissenschaftliche Didaktik (AWD) des Goethe-Instituts, heute Abteilung Sprache in der Münchner Zentrale, war und ist eine Einrichtung, in der Entwicklungen vorgedacht, Experimente gestartet und langfristige Projekte durchgeführt werden, die auch die sprach-

politische Szene in Deutschland verändert haben: So wurde zum Beispiel 1974 der Arbeitsbereich »Deutsch für ausländische Arbeitnehmer« eingerichtet und damit, bevor sich beispielsweise die Hochschulen dieser Aufgabe annahmen, Expertise für Deutsch als Zweitsprache erarbeitet.

QUALITÄTSSIEGEL »GOETHE-INSTITUT«

Wenn heute überall in der Welt Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Goethe-Instituts zur Entscheidung über Lehrpläne für den Deutschunterricht, die Deutschlehrerausbildung oder -weiterbildung hinzugezogen werden, wenn das Goethe-Institut eine »Gütemarke« im Bereich Fremdsprachenunterricht, dem Testen und Prüfen ebenso wie der Lehrerbildung ist und seine Expertise auch über die deutsche Sprache hinaus im Bereich von Fremdsprachen und Mehrsprachigkeit gefragt ist, so haben daran in besonderem Maße die »Pädagogische Verbindungsarbeit« beziehungsweise »Bildungskoope- ration Deutsch« und weiteren Aktivitäten der Abteilung Sprache, Symposien, Fachpublikationen, Curriculumprojekte und ähnliche einen entscheidenden Anteil.

Experten unterscheiden sich vom guten Techniker (auch vom guten Lehrer) dadurch, dass sie nicht nur »ihr Handwerk« verstehen, sondern dass sie Einzelfragen in größeren Zusammenhängen sehen und Probleme systematisch analysieren und zu dauerhaften, mit den Partnern abgestimmten Lösungen beitragen. Das ist eine sprachenpolitisch heikle Rolle, steht doch Bildungskoope- ration immer in der Gefahr, sich unzulässig – sprachimperialistisch – in das Bildungssystem des Gast- beziehungsweise Partnerlandes einzumischen. Die sprachenpolitische Reflexion seiner Arbeit (zum Beispiel in den Konferenzen und Publikationen »Sprachpolitik als Bildungspolitik« 1984 und »Methodentransfer oder angepasste Unterrichts- formen?« 1985) wurde daher zu einem wichtigen Bestandteil der Bildungskoope- ration und ist aus dieser nicht wegzudenken.

Ich greife zwei der sprachenpolitischen Handlungsfelder heraus, in denen das Goethe-Institut besonders nachhaltig aktiv war und ist: zum einen seine Mitwirkung bei der Gründung des Internationalen Deutschlehrerverbandes, der internationale Zusammenarbeit über die ideologischen Grenzen hinweg möglich machte, zum anderen die Überwindung einer ausschließlich national(staatlich) geprägten monolingualen Sprachförderung durch Mitwirkung an der Entwicklung der europäischen Mehrsprachigkeitspolitik.

DEUTSCH-DEUTSCHE ZUSAMMENARBEIT

Brigitte Sorger hat in einer materialreichen Dissertation (Wien 2010) über die Gründung des Internationalen Deutschlehrer- verbandes (IDV) 1968, also mitten im Kalten Krieg, herausgearbeitet, welche entscheidende Rolle das Goethe-Institut bei der Gründung und weiteren Arbeit des IDV gespielt hat. Dass im Jahr 1968 alle vier deutschsprachigen Länder, die Bundes-

republik, die DDR, Österreich und die Schweiz, zu den Grün- dungsmitgliedern gehörten und im Rahmen des IDV zu- sammenarbeiteten, ist auch der Tatsache zuzuschreiben, dass es dem Goethe-Institut gelang, beim Auswärtigen Amt erfolg- reich für die Einbeziehung der DDR zu werben und eine unter den damaligen politischen Verhältnissen in der Bundesre- publik wie in der DDR akzeptierte Form zu finden. Dazu gehörte insbesondere, dass das Goethe-Institut offiziell stets nur »Experten« in den Vorstand des IDV entsandte, auch wenn es de facto bei der Gründung wie auch der weiteren Entwicklung des Verbandes oft die entscheidenden Schritte gesetzt hat, zum Beispiel durch die Geburtshilfe bei der Grün- dung von nationalen Deutschlehrerverbänden, durch die Fragen des Deutschunterrichts und der Deutschlehrerausbil- dung in vielen Ländern überhaupt erst eine Stimme und jeweils nationales Gewicht erhielten.

Die Tagungen des IDV stellten bis 1990 die einzige Plattform dar, auf der fachlicher Austausch und Kooperationen zwischen Ost und West funktionierten, auch wenn die kritische gegensei- tige Beobachtung durchaus Bestandteil dieser Zusammenarbeit war; aber im Gegensatz zu vielen anderen Fachorganisationen wie zum Beispiel der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die sich während des Kalten Krieges (1963-1993) spaltete, gelang es, den IDV als gemeinsame internationale Plattform für Deutsch als Fremdsprache zu erhalten, was ab 1990 sehr schnell zur Handlungsfähigkeit in den mittel- und osteuro- päischen Ländern führte. Zu Recht spielen die nationalen Deutschlehrerverbände und der IDV daher weiterhin eine gewichtige Rolle als sprachenpolitische Partner des Goethe- Instituts.

LANDESKUNDE FÜR EIN EUROPA DER REGIONEN

Im Rahmen des IDV wurde auf Initiative des Goethe-Instituts eine Arbeitsgruppe zur Zusammenarbeit im Bereich der Landeskunde eingerichtet, an der Österreich (A), die Bundes- republik (B), die Schweiz (C) und die DDR (D) beteiligt waren – ein keineswegs nur fachliches Projekt, vielmehr Sprachenpoli- tik im Konkreten, ging es doch um die heikle Frage, wie sich die deutschsprachigen Länder gegenseitig in ihren Lehrmate- rialien darstellen. Die übliche Frontstellung BRD – DDR wurde wegen der Mitwirkung der Vertreter Österreichs und der Schweiz verhindert, konnten die Kollegen aus diesen Ländern doch ihre Nichtberücksichtigung in der Landeskunde gegen- über den beiden deutschen Delegationen geltend machen, so dass es leichter wurde, Grundsätze der Differenzierung zu erarbeiten: Die 1990 publizierten »ABCD-Thesen zur Rolle der Landeskunde im Deutschunterricht« eröffnen hier eine frühe europäische Perspektive: »Landeskunde ... bezieht sich exem- plarisch und kontrastiv auf den deutschsprachigen Raum mit seinen nicht nur nationalen, sondern auch regionalen und grenzübergreifenden Phänomenen. Ein solches Verständnis

von Landeskunde widerspiegelt das Konzept des sich herausbildenden »Europa der Regionen«.

Für das Goethe-Institut hätte, »machtpolitisch« betrachtet, 1986/89 kein Grund bestanden, sich mit den anderen deutschsprachigen Ländern zusammenzutun: Als größter Geldgeber für den IDV und maßgeblich an der Entwicklung der Lehrmaterialien für Deutsch als Fremdsprache weltweit beteiligt, hätte es sich auf einer Landeskunde, die sich auf die Bundesrepublik konzentriert, durchaus ausruhen können. Der sprachpolitische Gewinn der Zusammenarbeit aber ist bis heute sichtbar: So bestanden zum Zeitpunkt der Grenzöffnungen in Mittel- und Osteuropa bereits fachliche Kontakte, konnte an Lehrmaterialien und Konzepte wie auch Diskussionsstrukturen angeknüpft werden, was dem Goethe-Institut erlaubte, in einer auch von den Partnern in Mittel- und Osteuropa anerkannten Sensibilität neue Wege einzuschlagen. Schließlich erwies sich als wichtig, dass hier Weichen zur Zusammenarbeit der deutschsprachigen Länder gestellt wurden, die sich bis heute in der Zusammenarbeit von Deutschland, Österreich und der Schweiz zur Stärkung der deutschen Sprache in vielen Ländern bewährt haben; die heutige D-A-CH-Kooperation ist ein Ergebnis dieser frühzeitigen sprachpolitischen Aktivitäten.

MEHRSPRACHIGKEIT STATT SPRACHENKAMPF

Eine mögliche Reaktion auf die Tatsache, dass der Deutschunterricht insbesondere an den Schulen weltweit zurückgeht, könnte die »Kampfansage« an die konkurrierenden Sprachen sein – dass das Goethe-Institut so nicht reagiert und seine Kräfte nicht in einem ohnehin kaum zu gewinnenden »Kampf gegen Englisch« vergeudet hat, sondern bereits zu einer Zeit, als die Europäische Union ihr Bekenntnis zur Mehrsprachigkeit noch kaum artikuliert hatte, seine Förderung der deutschen Sprache als Beitrag zur Entwicklung individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit verstanden und ausgestaltet hat, ist aus meiner Sicht eine besonders vorausschauende, der Arbeit des Goethe-Instituts internationales Gewicht verleihende sprachpolitische Entscheidung.

Ausgezahlt hat sich hier, dass das Goethe-Institut durch vielfältige Aktivitäten der Abteilung Sprache ebenso wie durch seinen Beirat Sprache sein Ohr am Puls der Wissenschaften wie der Bildungspraxis hatte und flexibel reagieren konnte. Auf die Erkenntnis, dass Deutsch auf dem Sprachenmarkt nur dann eine Chance hat, wenn Menschen mehr als eine Fremdsprache lernen und Schulen mehr als eine Fremdsprache anbieten dürfen, hat das Goethe-Institut vielfältig fachlich und sprachpolitisch geantwortet: mit Angeboten zu Kursen »Deutsch nach Englisch«, mit seiner Einmischung in den europäischen Mehrsprachigkeitsdialog, zum Beispiel in Form der Mitarbeit beim Europäischen Fremdsprachenzentrum des

Europarats, durch die Beteiligung an der Gründung der European Union of National Institutes of Culture und nicht zuletzt durch zwei große Projekte, »Die Macht der Sprache« (2005 bis 2007) und »Sprachen ohne Grenzen« (2008/2009), die das weltweite Netz der Goethe-Institute genutzt haben, um international, aber auch gegenüber Parlament und Öffentlichkeit in der Bundesrepublik deutlich zu machen, dass man in Europa und in einer globalisierten Welt nicht mehr nur innerhalb nationaler Grenzen und mit einer Sprache leben kann und darf, dass die sprachliche und kulturelle Vielfalt weit über die Ökonomie hinaus einen Reichtum nicht nur für das Individuum, sondern auch für die jeweilige Gesellschaft darstellen und im übrigen am ehesten auch der deutschen Sprache einen Platz auf dem internationalen Sprachenmarkt sichern.

Das gilt auch für die Bundesrepublik selbst: Natürlich brauchen Migrantinnen und Migranten Deutschkenntnisse – und hier ist das Goethe-Institut vielfältig aktiv. Zugleich aber hat das Projekt »Die Macht der Sprache« betont, dass damit keine Verdrängung der Mehrsprachigkeit und der Familiensprachen der Migrantinnen und Migranten beabsichtigt ist, dass vielmehr beides zusammengehört, die Vermittlung des Deutschen als Zweitsprache und der Respekt vor den Familiensprachen der Migranten und deren Förderung.

Der besondere sprachpolitische Beitrag des Goethe-Instituts am Beginn des 21. Jahrhunderts besteht nach meiner Überzeugung darin, dass es ihm gelungen ist, die Förderung der deutschen Sprache nicht im Sinne eines national bestimmten Sprachenkampfes auszugestalten, sondern bewusst zu machen, dass das Lehren und Lernen der deutschen ebenso wie anderer Sprachen nicht der Stärkung von Nationalismen dient, sondern der Entwicklung der Fähigkeit von Individuen wie Gesellschaften, sich in einer Welt der sprachlichen und kulturellen Vielfalt und Heterogenität zurechtzufinden und zu verständigen.

▷ WWW.GOETHE.DE/SPRACHE

▷ WWW.GOETHE.DE/LERNEN

Hans-Jürgen Krumm war von 1975 bis 1993 Professor für Sprachlehrforschung an der Universität Hamburg, anschließend bekleidete er bis zu seiner Emeritierung im Herbst 2010 den ersten österreichischen Lehrstuhl für Deutsch als Fremdsprache an der Universität Wien. Von 1992 bis 2005 war er Vorsitzender des Beirats Sprache des Goethe-Instituts.





DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE – DEUTSCH ALS GOETHESPRACHE

WARUM WIR DAS DEUTSCHE NICHT ALLEIN DEN DEUTSCHEN ÜBERLASSEN SOLLTEN

Er ist einer der international renommiertesten deutschen Sprach- und Literaturwissenschaftler und hat die Arbeit des Goethe-Instituts fast von der ersten Stunde an begleitet. Harald Weinrich blickt zurück – und in die Zukunft.

Knapp ein Jahr nach der Gründung schrieb die Geschäftsstelle des Goethe-Instituts einen ersten Auswahllehrgang für Goethe-Lektoren, wie sie damals hießen, aus. Der zweiwöchige Lehrgang fand im Oktober 1952 in Seeshaupt am Starnberger See statt. Die etwa 20 Teilnehmer und (wenigen) Teilnehmerinnen waren ein bunter Haufen älterer Semester, die durch den Krieg mehrere Lebensjahre und alle Berufsperspektiven verloren hatten. Ebenso bunt war die Gruppe der Lehrpersonen gemischt, die großenteils auf Erfahrungen bei der 1925 gegründeten Deutschen Akademie zurückblicken konnten. Unter ihnen ragte Dora Schulz durch besondere Sachkenntnis und Begeisterungsfähigkeit heraus. Ihr Meisterschüler in Seeshaupt war Heinz Griesbach, mit dem zusammen sie alsbald das erste Lehrwerk der deutschen Sprache speziell für das Goethe-Institut verfasste, die legendäre »Deutsche Sprachlehre für Ausländer« (1955). Ein weiterer Teilnehmer des Lehrgangs war ich. Als Student der Romanistik fand ich Gefallen an der Vorstellung, Goethe-Lektor zu werden und in diesem Beruf »die Welt kennenzulernen«.

Nach den Verlockungen der Fremde sah es jedoch fürs Erste in Seeshaupt nicht aus. Von Dora Schulz lernten wir, dass es beim Goethe-Institut vor allem auf deutsche Grammatik ankomme. Nicht ohne einige Verwunderung entnahmen wir dem Vortrag einer anderen Lehrkraft, dass bei der Deutschen Akademie in bestimmten Ländern Deutsch auch erfolgreich als Singsang unterrichtet werden konnte. Solche Künste auszuprobieren, hatte ich jedoch bei meiner eigenen Lehrprobe keinen Mut. Das Thema meiner Lektion waren die deutschen Präpositionen und die von ihnen regierten Kasus. Darüber hatte ich seit meiner lange zurückliegenden Schulzeit nicht mehr nachgedacht, und so soll über meine Seeshaupter Leistungen der Schleier des Vergessens ausgebreitet werden.

»WIRD AUCH GELD VERDIENT?«

Am letzten Tag des Lehrgangs stand eine freie Gesprächsrunde auf dem Programm. Ich erinnere mich, dass einer von uns (nicht ich) an den Lehrgangsleiter Helmut Brückmann die verwegene Frage richtete: »Wird beim Goethe-Institut auch Geld verdient?« Die freundliche Antwort lautete: »Beim Goethe-Institut wird niemand verhungern.« Es gab keine Nachfragen. Warum bin ich nun kein Goethe-Lektor oder Goethe-Dozent geworden? Ganz einfach. Zwar wurde schon im Jahre 1952 in Athen das erste Auslandsinstitut eröffnet, doch danach stockte der Aufbau. Als ich schließlich ein paar Jahre später die in Aussicht gestellte Anfrage erhielt, ob ich bereit wäre, das Institut in Mexiko-Stadt aufzubauen, war ich schon pro-

movierter Universitäts-Assistent und schrieb an meiner Habilitationsschrift. Ich lehnte ab und entschied mich für die Universität. Doch ließ ich beim Goethe-Institut ein Stück meiner Seele zurück.

In den folgenden Jahren und Jahrzehnten ergab es sich aus meinem akademischen Beruf als Romanist, dass ich manche Gelegenheiten und Anlässe hatte, die Goethe-Institute in aller Welt kennenzulernen, auch mein Beinahe-Institut in Mexiko-Stadt. So gut wie überall fand ich eine offene Atmosphäre und viele unkonventionelle Programme für die kulturelle Zusammenarbeit mit dem Gastland. Manches hatte sich jedoch anders entwickelt, als ich es mir von Seeshaupt her vorgestellt hatte. Als Erstes musste ich mit einiger Verwunderung unterscheiden lernen zwischen den (wenigen) »entsandten Goethe-Dozenten«, die einen quasi-diplomatischen Status hatten, und den (vielen) »Ortskräften«, die mit einem wesentlich niedrigeren Salär (allerdings auch ohne zu verhungern) die Hauptlast des Sprachunterrichts trugen.

Es erscheint mir unter diesen Umständen kein Wunder, dass sich zwischen dem einfallsreichen Kulturprogramm, meistens in der direkten Verantwortung der Institutsleitung, und den »Ortskräften«, in der Regel unter der Regie des Leiters der »Spracharbeit« (welch ein Wort!), ein beträchtliches Gefälle auftrat. Ich musste einsehen, das waren die Zwänge des Haushalts. Doch meine ich heute, es wäre wohl an der Zeit, diesen stillen Arbeitern im Weinberg der deutschen Sprache aus edlem Metall oder Papier ein Denkmal zu setzen. Ohne sie wäre das Goethe-Institut, so wie es ist, nicht zu denken.

EIN NEUES INSTITUT ENTSTEHT

Im Jahre 1978 konnte ich an der Universität München das »Institut für Deutsch als Fremdsprache« gründen, das nach der kulturpolitischen Planung des damaligen bayerischen Kultusministers Hans Maier von Anfang an auf eine enge Zusammenarbeit mit der Zentralstelle des Goethe-Instituts angelegt war. Für das neue Fach »Deutsch als Fremdsprache« (DaF) war damit die volle akademische Anerkennung, einschließlich des Promotionsrechtes, verbunden. In gewisser Weise war dieser Berufswechsel (von der Romanistik weg!) auch eine Rückkehr zu meinen Seeshaupter Präpositionen. Denn nun entstand an dem neuen Institut, auch im Team mit meinen Mitarbeitern und mit der kräftigen Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung, eine neue deutsche Grammatik für die besonderen Bedürfnisse des Deutschen als Fremdsprache: die »Textgrammatik der deutschen Sprache« (1993). Auch das Goethe-Institut hatte mit einer umfangreichen Unterstützung für den Aufbau der Institutsbibliothek zum Gelingen des Werkes effektiv beigetragen.

Auf vielen anderen Gebieten ließ sich die Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut gleichfalls hervorragend an, vor allem

mit dem damaligen stellvertretenden Generalsekretär Hans-Peter Krüger († 1985). Wir entwickelten gemeinsam ein Vortragsprogramm an der Universität und ein ebenfalls regelmäßig stattfindendes gemeinsames Colloquium am Sitz des Goethe-Instituts, wodurch sich in jenen Jahren ein für die Ostpolitik wichtiger Freiraum für Einladungen aus der DDR und dem »Ostblock« öffnete. Für die Lehre im Fach Deutsch als Fremdsprache bei weit über tausend Studierenden aus circa 25 Ländern war überdies äußerst hilfreich die Tatsache, dass eine große Zahl von Goethe-Dozenten nach ihrer Entpflichtung am Münchner Institut für Deutsch als Fremdsprache Lehraufträge übernahmen.

NICHT DEN KOPF EINZIEHEN!

Für das Insgesamt der Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Auswärtigen Kulturpolitik war für den Status des Instituts für Deutsch als Fremdsprache von besonderer Bedeutung, dass ich in jenen Jahren (1978 bis 2004) einen festen Sitz in der Mitgliederversammlung und einige Zeit auch den Vorsitz in deren Sprachkommission hatte. Aus dieser Zusammenarbeit – meistens im Konsens, bisweilen auch im Dissens – will ich im Folgenden nur einen einzigen, allerdings auch besonders gewichtigen Problemkreis als Beispiel herausgreifen. Es ist allgemein bekannt und unbestritten, dass die deutsche Sprache seit Jahrzehnten einen, wie es scheint, unaufhaltsamen Statusverlust im globalen Wettbewerb der internationalen Verkehrssprachen verzeichnet, und zwar zugunsten der englisch-amerikanischen Sprache oder einer ihrer Sprachvarietäten, die sich als die globale Sprache fest etabliert hat.

Das ist jedoch kein Grund für das Goethe-Institut, mit Ergebnis den Kopf einzuziehen. Ganz im Gegenteil: Denn im Fokus des Goethe-Beitrags zur Auswärtigen Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland kann die deutsche Sprache ohnehin nur insofern stehen, als sie mit Sprachkultur zu vermitteln ist. Die Qualität der »Sprach-Arbeit« bemisst sich daher nicht nach der größeren oder kleineren Zahl der Lehrer im Anfangsunterricht, sondern nach der mutigen Fortsetzung dieses Angebots in exzellenten Sprachkursen des Typus »Deutsch mit Nietzsche«, »Deutsch mit Freud«, »Deutsch mit Schubert« oder sogar, um diesen Namen auch einmal für echt zu nennen, »Deutsch mit Goethe«.

Ich erkläre mich mit einem praktischen Beispiel aus der Geschichte der Zusammenarbeit zwischen Universität und Goethe-Institut seit den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts. Was das kleine DaF-Institut damals dem großen Bruder Goethe-Institut nahebringen konnte, war die deutliche Einsicht, dass unter den Millionen Einwanderern (und nicht mehr Gastarbeitern!) aus fremden Ländern längst zahlreiche Männer und Frauen zu finden waren, die mit der deutschen Sprache als Literatur- und Kultursprache meisterlich umgehen konnten.

Für sie wurde im Jahre 1985, ausgehend von dem Münchner Institut für Deutsch als Fremdsprache, mit generöser Finanzierung durch die Robert Bosch Stiftung, der Adelbert-von-Chamisso-Preis geschaffen. Die Träger und Trägerinnen dieses Literaturpreises und des ihm beigeordneten Förderpreises wurden seitdem im Jahresrhythmus von einer Jury ausgewählt, in der von Anfang an auch das Goethe-Institut vertreten gewesen ist.

Der Adelbert-von-Chamisso-Preis erfreut sich heute in der literarischen Öffentlichkeit des wiedervereinigten Deutschlands eines hohen Ansehens. Er hat wesentlich dazu beigetragen, unsere kulturelle Wahrnehmung der Migranten im Vordergrund und Hintergrund der deutschen Gesellschaft von Grund auf zu verändern und aufzuwerten. Es freut mich daher an dieser Stelle besonders und erfüllt mich mit Dankbarkeit, dass die ermutigenden Anregungen, die von den Fremden im Inland gekommen sind, vom Goethe-Institut mit großem Engagement aufgegriffen und auch ins Ausland weitergetragen worden sind. In der Tat haben auf Einladung der Auslandsinstitute zahlreiche »Chamisso-Autoren«, wie sie sich nicht ungern nennen lassen, mit der Vorstellung ihrer literarischen Werke in Poesie und Prosa den Gastländern und aller Welt eindringlich vor Augen geführt, dass Deutschland im In- und Ausland ein weltoffenes Land sein will.

Es soll insbesondere die deutsche Literatur, ob die Autoren und Autorinnen nun von innen kommen oder von außen, kein eigenbrötlerischer Besitz der eingeborenen Deutschen sein. Es ist vielmehr die kulturelle Mission der ganzen deutschen Literatur, sich einer aufgeschlossenen Öffentlichkeit mitzuteilen, so weit die deutsche Sprache als Goethesprache reicht.

► WWW.GOETHE.DE/SPRACHE

Harald Weinrich, 1927 in Wismar geboren, ist Schriftsteller, Essayist, Linguist und Literaturwissenschaftler. An der von ihm gegründeten Universität Bielefeld war er Professor für Linguistik und erster Direktor des Zentrums für interdisziplinäre Forschung. 1978 gründete er das erste Institut für Deutsch als Fremdsprache in München, das er bis zu seiner Emeritierung leitete. Zuletzt erschien von ihm das Buch »Knappe Zeit. Kunst und Ökonomie des befristeten Lebens« (2004).



WO DIE SPRACHE IN LÄSSIGER PRACHT RESIDIERT

DAS GOETHE-INSTITUT IN SCHWÄBISCH HALL

Von Martin Rasper





Schwäbisch Hall ist der kleinste deutsche Standort eines Goethe-Instituts. Doch wer sich vor Ort umschaute, kommt aus dem Staunen nicht heraus: Die 37.000-Einwohner-Stadt bietet mehr, als ihre Größe vermuten lässt. Und das Institut nutzt seinen Standort mit viel Fantasie und Geschick: Um die 1.900 Sprachkursteilnehmer aus knapp 120 Nationen, von türkischen Landräten und irakischen Jungunternehmern bis zu Ärzten aus Rumänien und Musikern aus Korea, profitieren jährlich vom »Haller Netzwerk« und erleben Deutschland von seiner besten Seite.

Ist das grün hier! Das ist ja meistens der erste Eindruck von Menschen, die aus mediterranen oder anderweitig sonnenverbrannten Ländern nach Deutschland kommen (der tiefere Sinn des Satzes wird ihnen später beim Mülltrennen bewusst). Und so führt die Reise nach Schwäbisch Hall durch ein sattgrünes Gehügel aus Tälern, Wiesen und Wäldern. Andererseits, so versucht uns die aktuelle Bausparwerbung nahezubringen, ist Deutschland nicht nur grün, sondern: »Schwäbisch Hall Land«. Insofern kann es also eigentlich keinen passenderen Ort geben, um sich deutsche Sprache und Kultur anzueignen, als dieses jung gebliebene mittelalterliche Städtchen, das da jemand mit viel Sinn für Dramatik in das enge Tal des Kocher gerammt hat.

Denn auf der anderen Flussseite, das sieht der am Bahnhof angekommene Besucher mit dem zweiten Blick, erhebt sich ein beeindruckendes Altstadtgebirge. Ein kühn aufeinandergetürmtes Gewirr aus Fachwerk- und Sandsteinfassaden, unnahbar und einladend zugleich (Schwaben können das offenbar). Alles so schön hier!, denkt der Sprachkurs-Aspirant. Muss ein selbstbewusstes und pragmatisches Völkchen sein, das hier residiert. Zudem mit einem speziellen Zugriff auf Tradition und Moderne – auf ein »Carpaccio von der Maultasche« (Hotel Kronprinz) muss man auch erstmal kommen. Solcherart gelangt der Besucher vor das Goethe-Institut, wo er sich endgültig angekommen fühlt. Ein zweiflügeliger barocker Bau ist das, fast eine Art Stadtschlösschen. Wo die Sprache in so

lässiger Pracht residiert, da muss gut Lernen sein! Das architektonische Kleinod entpuppt sich als ehemaliges Stiftshospital, das dem 1965 gegründeten Institut einen ganz eigenen Charme verleiht. Die dicken Mauern atmen nicht nur Geschichte, sondern eignen sich hervorragend für das Hängen von Fotoausstellungen. Die Räume bieten genügend Platz für Sprachkurse, Seminare und Verwaltung; unterm Dach erstreckt sich eine großzügige Mediothek, die den ganzen Tag offen ist, es gibt eine eigene Mensa – und als Clou den barocken Kirchenraum im Souterrain, der den perfekten Rahmen für Konzerte und Feste bildet.

SOZIALE WÄRME UND WELTOFFENHEIT

Die Institutschefin greift zunächst mal das Kleinstadt-Thema auf: Dr. Barbara Malchow-Tayebi, 62, herzhafter Händedruck, graue Kurzhaarfrisur, blitzende blaue Augen, präsentiert eine Umfrage unter Kursteilnehmern. Auf die Frage, warum sie sich dieses Institut ausgesucht haben und wie es ihnen hier gefallen habe, antworteten die Kursteilnehmer in fast ermüdender Einhelligkeit, Schwäbisch Hall sei eine schöne kleine Stadt, in der es sich angenehm lebe und lerne, und schöne kleine Städte, in denen es sich angenehm lebe und lerne, hätten sie nun mal gern. Nur einer schrieb: »Schwäbisch Hall ist zu klein und das Wetter schlecht«; und fast ist man dankbar für das Minderheitsvotum, macht es das Ganze doch authentischer. Erfolgreich war der Deutschkurs ja offenbar trotzdem.

Doch »Hall«, wie die Stadt lange Zeit hieß und von den Einheimischen immer noch genannt wird, ist bei weitem mehr als die gemütliche Kleinstadt, als die die Fachwerkfassaden und die Zahl von knapp 37.000 Einwohnern sie erscheinen lassen. »Die Region Heilbronn-Hohenlohe hat laut einer Studie deutschlandweit die höchste Dichte an Weltmarktführern!« – Barbara Malchow-Tayebi referiert das Faktum mit einer Mischung aus Erstaunen und Stolz; so haben sich etwa Dutzende teils stark spezialisierter Firmen aus der Verpackungsindustrie unter dem Namen »Packaging Valley Germany« zusammengeschlossen. Auch dem größeren Publikum bekannt sind dagegen andere ortsansässige Firmen wie Würth, Recaro oder Klafs; Würth finanziert in der Altstadt auch die renommierte und architektonisch ansprechende Kunsthalle.

Barbara Malchow-Tayebi, die die Institutsleitung Anfang 2010 übernommen hat, begreift den Standort gezielt als Chance. »Das Potenzial dieser Gegend sind die Menschen«, sagt sie, »ihre Vielseitigkeit, ihre Tüchtigkeit, ihre Weltoffenheit. Und deshalb profilieren wir uns stark über die enge Zusammenarbeit mit den Menschen.« Die lange Geschichte der Stadt, die durch das Salz reich geworden und von 1280 bis 1802 Freie Reichsstadt war, hat ein selbstbewusstes, engagiertes Bürgertum hervorgebracht. Kulturangebote treffen auf ein interessiertes Publikum, Aufrufe zur Unterstützung auf tatkräftige

Bereitschaft. So hat das Institut einen äußerst aktiven Freundeskreis. Dessen Mitglieder laden die Deutschlerner zu sich nach Hause ein, bestücken das legendäre Tortenbuffet, das offizieller Bestandteil des Kultur-, Freizeit- und Landeskundeprogramms ist (»da zeigen die schwäbischen Hausfrauen mal so richtig, was sie können«), und organisieren mehrmals im Monat komplette Tagesausflüge. Andere Bürger lassen sich regelmäßig für die Mitarbeit an Tandem-Programmen gewinnen, und Institutionen und Behörden zeigen sich kooperativ, wenn es darum geht, Sprachschüler bei ihnen hospitulieren zu lassen.

DER INTERNATIONALSTE ORT DER STADT

Für die Institutschefin schließt sich mit ihrer jetzigen Position ein Kreis, ist sie doch schon zum vierten Mal in ihrer Goethe-Karriere in Schwäbisch Hall eingesetzt. Zweimal war sie hier bereits als Lektorin und einmal als stellvertretende Leiterin; dazwischen lagen Einsätze in Peking und Bombay, Paris und Lissabon. Weltläufigkeit ist bei dieser Biografie garantiert, auch ein tiefes Wissen um den Wert kulturellen Austausches. Was sich auch an der Vielfalt der internationalen Kooperationen zeigt: Jedes Jahr im Herbst kommen Studenten aus dem chinesischen Qingdao, um sich auf das Studium an der Fachhochschule Ansbach vorzubereiten; Stipendiaten der saudi-arabischen und der thailändischen Regierung lernen hier Deutsch; Uni-Absolventen aus dem Irak belegen Kurse in Deutsch und Landeskunde. Sehr erfolgreich und von gehöriger medialer Aufmerksamkeit begleitet sind die Kooperationsprogramme mit der Türkei. So können türkische Landräte, die am Beginn ihrer Laufbahn stehen, einen mehrmonatigen Deutschkurs mit integriertem Praktikum in einer Verwaltungsstelle absolvieren. Und im Programm »Imame für Integration« lernen muslimische Geistliche aus der Türkei nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch, wie die deutsche Gesellschaft funktioniert – damit sie im Integrationsprozess eine aktive Rolle übernehmen können.

Der größte Umsatzbringer des Instituts ist zwar, wie anderswo auch, mit jährlich 900 Teilnehmern der vierwöchige Intensivkurs; neuerdings gibt es auch einen zweiwöchigen. Darüber hinaus aber stellt Malchow-Tayebi mit ihrem Team eine Vielzahl von kleinen, feinen Angeboten auf die Beine. Eine Haller Spezialität ist »Deutsch plus Berufspraktikum«; hier bekommen die Kursteilnehmer neben dem Sprachunterricht ein Praktikum vermittelt, etwa in Tourismus- und Gastronomie-, Industrie-, Handels- oder Medienunternehmen. Wie effizient das Institut arbeitet, wird auch in der Regionalleitung in München wohlwollend registriert. »In Schwäbisch Hall herrschen besondere Bedingungen«, bestätigt Angela Kaya, die Leiterin der Goethe-Region Deutschland, »und deshalb hat das Institut auch ein sehr eigenes Profil. Was dort geleistet wird, ist vorbildlich.«

DEUTSCHLAND VERSTEHEN – AUCH MIT KULTURPROGRAMMEN

Da das kleine Hall aber trotz aller Weltläufigkeit letztlich doch von überschaubarer Größe ist, wird das Goethe-Institut auch als Akteur in der Kulturszene wahrgenommen. »Kulturprogramme für die Teilnehmer unserer Kurse und Seminare, das ja«, sagt Barbara Malchow; »aber eigene Dinge auf die Beine zu stellen, so wie es die Goethe-Institute im Ausland machen, das ist nicht unser Auftrag.« Eigentlich. Denn das Institut ist nicht nur Mitveranstalter des internationalen JazzArtFestivals, das seit 2007 in Schwäbisch Hall stattfindet, sondern lädt auch zu Fotoausstellungen, Konzerten und einmal im Jahr zum großen Sommerfest ein. Und jüngst hat es mit der einheimischen Autorin Tatjana Kruse ein Krimi-Quiz auf die Beine gestellt: »Die Maultaschen-Mafia«. Der Text war im Internet zu lesen, und wer in dem dazugehörigen Quiz Fragen zu Kultur und Geschichte von Schwäbisch Hall beantwortete, konnte Preise gewinnen. Die Liste der Gewinner zeigt eindrucksvoll, wo sich überall Menschen den Kopf darüber zerbrochen haben, wie das Gasthaus im Hohenloher Freilichtmuseum heißt (Zum Roten Ochsen) oder wie viele Arbeitsplätze die Verpackungsmaschinenindustrie bietet (rund 7.000): Aus Singapur und Polen, Australien und Brasilien, Mexiko und Indien kamen richtige Antworten.

Und wer Wörter wie Verpackungsmaschinenindustrie versteht, hat ja wohl schon ziemlich viel begriffen von diesem Land. Was will man mehr?

▷ WWW.GOETHE.DE/SCHWAEBISCH-HALL



Martin Rasper lebt als freier Autor in München und schreibt für diverse Zeitungen und Zeitschriften über Kultur und Wissenschaft, unter anderem für das SZ Magazin, die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, du und titanic.

GOETHE-INSTITUTE IN DEUTSCHLAND

BILDER, ZAHLEN, FAKTEN

SCHWÄBISCH HALL 70ER-JAHRE



MURNAU 1970

Glückwünsche für die 100.000ste
Sprachschülerin des Goethe-Instituts

ERFTSTADT-LIBLAR 1976



KOCHEL 1971



MURNAU 1970



KOCHEL 1971



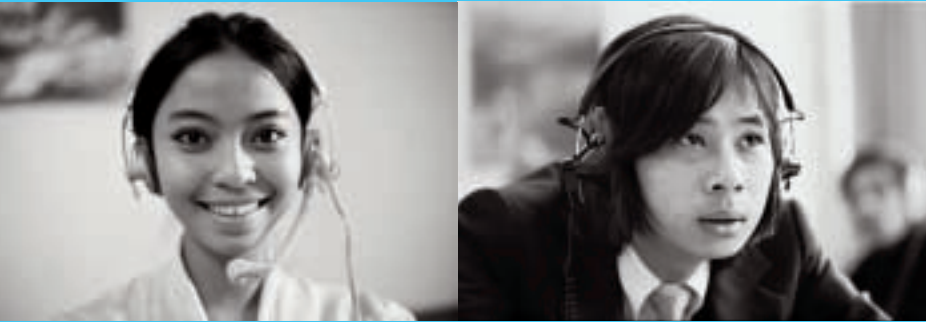
MURNAU 1978



ERFTSTADT-LIBLAR 70ER-JAHRE



BOPARD 70ER-JAHRE



MURNAU 1969

ZAHLEN UND FAKTEN

Goethe-Institute finden sich heute in Berlin, Bonn, Bremen, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt am Main, Freiburg, Göttingen, Hamburg, Mannheim/Heidelberg, München, Schwäbisch Hall und Weimar.

Das älteste der 13 existierenden Goethe-Institute in Deutschland wurde 1960 in Berlin gegründet, das jüngste 2002 in Hamburg.

2010 lernten 32.954 Menschen aus 165 Ländern an den Goethe-Instituten im Inland Deutsch. Im selben Jahr besuchten hier insgesamt 1.817 ausländische Multiplikatoren eine der 83 Fortbildungen.

8.970 der Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer nahmen an einer Prüfung teil. In der Regel liegt die Bestehensquote auf den Niveaus A und B des europäischen Referenzrahmens für Sprachen bei 95%, auf dem Niveau C bei 90%.

Libyen, USA, Italien, Spanien und Frankreich sind aus 174 Ländern die Länder mit dem derzeit größten Anteil an Kursteilnehmern. Mit nur jeweils einer Person sind Samoa, Bhutan, Bermuda und Botswana die Staaten, aus denen 2010 die wenigsten Teilnehmer kamen.

43% der Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer waren zwischen 21 und 30 Jahre alt, 24% der Teilnehmer 11 bis 20 Jahre.

2010 war der älteste Kursteilnehmer 83, der jüngste 9.

Das Verhältnis zwischen selbst zahlenden Kursteilnehmern und Stipendiaten liegt bei 7:3.

Laut einer Umfrage würden 94% aller Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer das Goethe-Institut weiterempfehlen.



Sprachkursteilnehmer aus Ghana

WO UND WIE IN KUNST UND KULTUR INVESTIEREN?

FRAGEN AN JOSEF ACKERMANN, BETTINA WÜRTH UND KARL-LUDWIG KLEY

Seit 2008 arbeitet das Goethe-Institut mit einem Wirtschaftsbeirat zusammen, dem Vertreter aus 16 Unternehmen angehören. Bettina Würth, Josef Ackermann und Karl-Ludwig Kley plädieren für eine stärkere Verbindung von Wirtschaft und Kultur und mehr »German Bildung«.

Nachdem das Goethe-Institut bereits seit vielen Jahren in Bereichen wie Bildende Kunst, Film, Musik, Theater, Sprache, Wissenschaft und anderen erfolgreich mit Experten zusammenarbeitet, gründete es im Frühjahr 2008 einen Wirtschaftsbeirat.

Unter dem Vorsitz von Josef Ackermann beraten seine Mitglieder das Institut in Grundsatzfragen und bei einzelnen Projekten. Im Austausch mit den Mitarbeitern des Goethe-Instituts identifizieren sie Handlungsfelder und entwickeln Projekte. So haben zum Beispiel Mitgliedsunternehmen an ihren Auslandsstandorten in Mumbai, Hongkong und São Paulo Patenschaften für Freundeskreise des Goethe-Instituts übernommen und weitere Patenschaften angeboten.

► WWW.GOETHE.DE/WIRTSCHAFTSBEIRAT

DIE MITGLIEDER DES WIRTSCHAFTSBEIRATS

Dr. Josef Ackermann

Vorsitzender des Vorstands und des Group Executive Committee, Deutsche Bank AG

Prof. Dr. h.c. Roland Berger

Honorary Chairman of the Supervisory Board, Roland Berger Strategy Consultants GmbH

Dr. Werner Brandt

Mitglied des Vorstands, Chief Financial Officer, SAP

Prof. Dr. h.c. mult. Meinhard von Gerkan

Gründungspartner von gmp · Architekten von Gerkan, Marg und Partner

Dr. Axel Claus Heitmann

Vorstandsvorsitzender, Lanxess AG

Prof. Dr. Dr. E. h. Jochem Heizmann

Mitglied des Konzernvorstands, Volkswagen AG

Joe Kaeser

Mitglied des Vorstands der Siemens AG

Dr. Karl-Ludwig Kley

Vorsitzender der Geschäftsleitung und persönlich haftender Gesellschafter, Merck KGaA

Robert J. Koehler

Vorstandsvorsitzender, SGL CARBON SE

René Obermann

Vorstandsvorsitzender, Deutsche Telekom AG

Nina Sema Öger

Geschäftsführerin, Holiday Plan Turizm Isl. Ve Tic. A.S.

Maria-Elisabeth Schaeffler

Gesellschafterin, INA-Holding Schaeffler KG

Werner Wenning

ehemaliger Vorstandsvorsitzender der Bayer AG

Heinz-Gerhard Wente

Mitglied des Vorstands, Continental AG

Bettina Würth

Beiratsvorsitzende der Würth-Gruppe

Vertretung des Auswärtigen Amts

Ministerialdirigent Werner Wnendt

Leiter der Abteilung Kommunikation im Auswärtigen Amt

Vertretung des Präsidiums

Volker Doppelfeld

1. Vizepräsident des Goethe-Instituts, BMW Group



Goethe-Institut: Was können Kultur und Wirtschaft voneinander lernen?

Josef Ackermann: Beide können sich gegenseitig befruchten, eine blühende Wirtschaft ist eine gute Voraussetzung für eine blühende Kultur – und umgekehrt.

Beide Bereiche sind Teil der Gesellschaft, man könnte auch sagen: zwei Seiten einer

Medaille. In der Sphäre der Kultur, speziell der Kunst, werden gesellschaftliche Strömungen oft sehr früh erspürt, thematisiert und voraus gedacht. Davon können Unternehmen immens profitieren. In der Wirtschaft andererseits werden die materiellen Grundlagen für viele kulturelle Aktivitäten geschaffen.

In welche Regionen und Arbeitsbereiche sollte das Goethe-Institut in Zukunft stärker investieren?

Das Goethe-Institut sollte wie Wirtschaft und Politik sein Augenmerk vor allem auf die aufstrebenden Regionen der Welt richten. Dabei gilt es über Kultur im engeren Sinne, also Sprache, Literatur, Musik, Kunst und so weiter, hinauszugehen und ein komplettes Bild der Zivilisation unseres Landes inklusive Technik- und Wirtschaftsgeschichte sowie geisteswissenschaftlicher Grundlagen unseres Denkens zu vermitteln.

Wenn Sie mit dem Goethe-Institut Ihr Traumprojekt verwirklichen könnten, wie sähe es aus?

Am liebsten würde ich die Deutsche Welle eng mit dem Goethe-Institut verzahnen und beide als zentrale Akteure von »public diplomacy« für Deutschland in der Welt wirken lassen. Die Deutsche Welle sollte dabei auch auf die Produktionen der ARD inklusive der Regionalprogramme und des ZDF zurückgreifen können. Aber das dürfte aus verschiedenen Gründen wohl ein Traum bleiben.



Goethe-Institut: Was können Kultur und Wirtschaft voneinander lernen?

Bettina Würth: Um ehrlich zu sein, sind Kultur und Wirtschaft für mich zwei Begriffe, die heute mehr denn je zusammengehören. Zu einem gesunden Wirtschaftsunternehmen gehört eine gelebte Unternehmenskultur. Ich sehe Unternehmenskultur als eine Formgebung für die alltäglichen Herausforderungen, sie regelt in gewisser Weise das Miteinander – sowohl innerhalb eines Unternehmens als auch nach außen im Umgang mit Geschäftspartnern und dem gesellschaftlichen Umfeld im Allgemeinen.

Generell kann man vielleicht sagen, dass sich Kultur und Wirtschaft gegenseitig unterstützen oder, besser gesagt, voneinander profitieren. Einerseits würde Kulturförderung ohne die Wirtschaft nicht stattfinden, auf der anderen Seite wäre die Wirtschaft ohne Kultur eine sehr trockene und seelenlose Materie. Ich denke, dies lässt sich am Beispiel der Würth-Gruppe ganz gut darstellen. Ob es die vielfältigen Kunstaktivitäten oder eines der musikalischen oder literarischen Kulturangebote sind, wir möchten unseren Mitarbeitern etwas zurückgeben und einen Beitrag zum kulturellen Leben leisten. Mittlerweile werden in vier Museen in Deutschland sowie in zehn Kunstdependancen im Ausland wechselnde Ausstellungen der Sammlung Würth gezeigt.

In welche Regionen und Arbeitsbereiche sollte das Goethe-Institut in Zukunft stärker investieren?

Bildung ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg in eine gerechtere Welt, sie eröffnet Möglichkeiten und hilft Menschen aus Abhängigkeiten zu entkommen. Somit empfinde ich es als besonders wichtig, dort zu investieren, wo Bildung Menschen hilft. Seit Ende Februar 2011 schickt das Goethe-Institut in Ramallah einen Bücherbus auf Reisen durch das Land, ergänzt wurde das Angebot durch verschiedene Aktivitäten – nicht nur für Kinder, sondern auch für Lehrer. Diese Aktion gefällt mir persönlich sehr gut und ist ein tolles Beispiel für eine erfolgreiche Investition in Bildung. Gleichzeitig ist es aber auch wichtig, dass das Goethe-Institut weiterhin als »Kulturgestalter« in Industriestaaten fungiert und damit interkulturelle Brücken schlägt – zwischen verschiedenen Ländern, Kontinenten, Kulturen und Gesellschaftsschichten.

Wenn Sie mit dem Goethe-Institut Ihr Traumprojekt verwirklichen könnten, wie sähe es aus?

Vor knapp fünf Jahren habe ich die Freie Schule Anne-Sophie gegründet. Dazu bewegt haben mich Erfahrungen, die ich selbst während meiner Schulzeit und später dann auch als Mutter gemacht habe. Aus diesen Erfahrungen wuchs irgendwann das Bedürfnis, selbst etwas verändern zu wollen. Aufgrund der tollen Akzeptanz der Freien Schule Anne-Sophie und der guten Entwicklung, die die Schule macht, wäre ein Traum von mir, noch viele weitere reformpädagogische Schulen zu gründen. Aufgrund der nationalen und internationalen Präsenz des Goethe-Instituts könnte ich mir gut vorstellen, in Kooperation mit dem Goethe-Institut eine Partnerschaft zwischen Schulen in Deutschland und im Ausland aufzubauen. Ziel wäre, dass die Kinder voneinander lernen und sich gegenseitig unterstützen, dass ihnen bereits in jungen Jahren die Möglichkeit gegeben wird, einen interkulturellen Austausch zu pflegen.



Goethe-Institut: Was können Kultur und Wirtschaft voneinander lernen?

Karl-Ludwig Kley: Zunächst: Wirtschaft ist aus meiner Sicht ein integraler Bestandteil der Kultur eines Landes, so wie auch Wissenschaft oder Kunst. Gerade die Soziale Marktwirtschaft ist eine große kulturelle Leistung, die unsere deutsche Gesellschaft

nachhaltig geprägt hat. Stellt man die Frage etwas enger nach dem Verhältnis von Kunst und Wirtschaft, so gibt es in der Tat Bereiche, in denen beide Seiten etwas voneinander lernen können. Was sich die Wirtschaft von der Kunst abschauen kann, ist die Sensibilität für das Neue, das Grenzüberschreitende, ist die Lust auf Veränderung und manchmal auch der Mut dazu. Kunst wiederum kann von der Wirtschaft bisweilen ein Stück »Wirklichkeitssinn« lernen. Wirtschaft muss Mögliches wirklich machen. Das sollte auch der gesellschaftliche Anspruch der Kunst sein.

In welche Regionen und Arbeitsbereiche sollte das Goethe-Institut in Zukunft stärker investieren?

Elementarer Bestandteil jeder Kultur ist die Sprache; sie ist Zugang und Schlüssel zu einem Land, seinen Menschen und seiner Kultur. Ich halte es daher für richtig, dass die Pflege der deutschen Sprache im Vordergrund der Arbeit des Goethe-Instituts steht. Sie in den Kontext der »German Bildung« einzubinden, wie sie im Leitbild des Instituts skizziert wird, ist für mich ein erfolgversprechender Ansatz.

Darüber hinaus würde ich mir wünschen, dass das Goethe-Institut verstärkt die wirtschaftspolitischen Errungenschaften deutscher Geisteswissenschaften wie Ordnungspolitik oder Soziale Marktwirtschaft in den intellektuellen Diskurs einbringt. Denn sie haben über Jahrzehnte hinweg unsere gesellschaftliche Realität geprägt und die heutige Gestalt unseres Landes mitgeformt. Die wirtschaftliche Stärke Deutschlands am Ausgang der Finanz- und Wirtschaftskrise zeigt, dass diese Errungenschaften zugleich einen wertvollen Beitrag zur Neugestaltung der weltweiten Wirtschaftsordnung leisten könnten.

Mit Blick auf die regionalen Aktivitäten des Goethe-Instituts sollte Europa nicht vergessen werden. Hier kommen wir her und hier liegt unsere Zukunft. Das historisch einmalige Projekt eines friedlich zusammenlebenden und -arbeitenden Europas ist kein *Fait accompli*, sondern bedarf immer wieder erneuten Engagements. Für uns Deutsche bleibt es enorm wichtig, dass uns unsere europäischen Nachbarn auch wirklich verstehen – dies ist längst keine Selbstverständlichkeit mehr.

Wenn Sie mit dem Goethe-Institut Ihr Traumprojekt verwirklichen könnten, wie sähe es aus?

Nach Jahrhunderten des Auf und Ab ist die Freiheit eine der größten Errungenschaften der jüngeren deutschen Geschichte. Die Bürger dieses Landes haben vor 22 Jahren bewiesen, dass der Freiheitswille sogar unüberwindbar scheinende Mauern niederreißen kann. Sie haben gezeigt: Wer Freiheit schaffen und sie bewahren will, muss immer wieder aufs Neue für sie kämpfen. Gradmesser für die Freiheit einer Gesellschaft ist oft der Grad der Freiheit seiner Kunst. Denn die Feder ist auf lange Sicht immer mächtiger als das Schwert. Von Schiller über Heine bis Tucholsky waren deutsche Dichter immer wieder Vorkämpfer der Freiheitsidee; viele von ihnen haben dies mit Verfolgung oder einem Leben im Exil bezahlt. Eine Sprache, die auf der ganzen Welt und über alle kulturellen Schranken hinweg verstanden wird, ist die der Musik. Ob Brahms in Bangladesch oder Mendelssohn in Marokko – bisweilen trägt ein gemeinsam erlebtes Konzert mehr zum gegenseitigen Verstehen bei als tausend Worte.

Ich freue mich, dass das Goethe-Institut so stark auf Literatur und Musik als Botschafter unseres Landes setzt – insofern gibt es mein Traumprojekt bereits. Mein Wunsch ist, dass dieser Weg auch in Zukunft mit dem gleichen Engagement wie bisher beschritten wird. Und mein Traum ist, dass dies ein wesentlicher Beitrag zum Triumph der Freiheit in aller Welt sein kann.

DIE WELT BESTEHT AUS VIELEN WELTEN

Von Laymert Garcia dos Santos

DAS GOETHE-INSTITUT UND DIE
TRANSKULTURELLE ZUSAMMENARBEIT



Auf Einladung von David Kopenawa besuchte das Team der Amazonas-Oper 2008 das Dorf Watoriki. Die junge Frau schminkt sich für das Pupunha-Fest



»Amazonas-Musiktheater«: Videoprojektion »Der Fall des Himmels«

Im Goethe-Institut Brasilien wird der Gedanke der Zusammenarbeit ernst genommen – indem die Kulturen als gleichberechtigt betrachtet werden. Erfahrungen aus zwei Jahrzehnten und mit der Amazonas-Oper.

In den letzten zwei Jahrzehnten hatte ich Gelegenheit, auf Einladung des Goethe-Instituts São Paulo an verschiedenen Projekten teilzunehmen – an Konferenzen und Workshops, einer Reise zum Kennenlernen der wichtigsten Einrichtungen der Gegenwartskunst in Deutschland, der Herausgabe eines Buchs über Heiner Müller bis hin zur Konzeption einer Multimedia-Oper. Meine Erfahrungen mit dem Goethe-Institut waren also vielseitig und abwechslungsreich. Und das über zwei Jahrzehnte hinweg, in denen sich allerhand ereignete: der Fall der Berliner Mauer und die Wiedervereinigung Deutschlands, das Ende des Kalten Kriegs und der Zusammenbruch der Sowjetunion, die Globalisierung, die wirtschaftliche und technisch-wissenschaftliche Beschleunigung, der 11. September und die Finanzkrise, die geopolitische Umgestaltung mit dem Auftritt der BRICS-Staaten auf dem internationalen Parkett, die Verwandlung Brasiliens von einem Schwellenland hin zu einem Land, das die Schwelle eigentlich schon überschritten hat.

All diese Ereignisse belegen, wie sehr sich die Welt verändert hat und wie schnell sie sich weiter verändert, was von Menschen und Institutionen nicht nur verlangt, sich ständig anzupassen, sondern auch die Fähigkeit, sich neu zu erfinden, mit einer wachsenden Komplexität umzugehen und auf positive Weise mit Ungewissheit und Unbestimmtheit fertig zu werden. Nicht von ungefähr heißen die Schlüsselwörter der heutigen Welt Erfinden, Erschaffen und Erneuern. Angesichts dieser veränderlichen Geometrie lohnt sich die Frage, was bei der Mitarbeit an Projekten des Goethe-Instituts besonders hervorsteht. Diese Frage habe ich mir schon häufig gestellt, um den Wert der Zusammenarbeit zu bestimmen, der über das hinausgeht, was wir im Augenblick unseres Tuns für wichtig halten. Und so war es ein stetig wiederkehrender Eindruck, der mich davon überzeugte, dass im Goethe-Institut das Konzept der Zusammenarbeit ernst genommen wird, dass es sich hier immer um wirkliche Zusammenarbeit handelte und nicht nur um eine rhetorische Figur.

Wir Brasilianer, die noch bis vor kurzem als Bewohner der Peripherie dieser Welt gelten mussten, haben ein sehr feines Gespür dafür, ob es sich um eine echte Zusammenarbeit handelt oder ob sich hinter diesem Wort eine koloniale oder neo-koloniale Haltung verbirgt, das heißt, eine asymmetrische Beziehung, in der derjenige, der vorschlägt, etwas »zusammen zu machen« in Wirklichkeit die Regeln und die Leitung dieser Kooperation mehr oder weniger subtil durchsetzt und sich so das Vorrecht sichert, die Richtung des ganzen Arbeitsprozesses zu bestimmen. In einem solchen Fall können wir von Hilfe

sprechen, von Förderung, Anregung, Wissens- und Know-how-Transfer, aber nicht von Zusammenarbeit. Hier besteht nicht ein Unterschied, sondern eine Ungleichheit zwischen den Partnern: Die eine Partei weiß, die andere nicht, die eine bestimmt, die andere gehorcht. Oder auf den Punkt gebracht: Die eine hat das erste und das letzte Wort, und die andere kann nicht denken. Daher schätzte ich bei den Projekten des Goethe-Instituts, an denen ich beteiligt war, die Vereinbarung, etwas zusammen zu machen und zu teilen, also gemeinsam und gleichzeitig selbstbestimmt zu arbeiten. Immer gab es Offenheit für einen konstruktiven Dialog, eine stimulierende Interaktion, einen Resonanzboden für Übereinstimmung und Synergie. Dieser Unterschied ist entscheidend, und es ist kein Zufall, dass das Goethe-Institut in São Paulo in den kulturellen, intellektuellen und künstlerischen Kreisen Brasiliens zu einer anerkannten und geachteten Institution geworden ist.

DIE »AMAZONAS-OPER«

Meine Feststellungen rühren aus einer direkten, konkreten Erfahrung, deren Höhepunkt die Einbindung in ein ambitioniertes Projekt war, das vom Goethe-Institut in São Paulo ins Leben gerufen wurde, mit Joachim Bernauer als unermüdlichem Koordinator und, man kann sagen, seiner Seele.

Im Mai 2010 wurde im Rahmen des Internationalen Festivals für neues Musiktheater der Münchener Biennale die Oper »Amazonas – Musiktheater in drei Teilen« uraufgeführt und fünfmal gezeigt, im Juli folgten weitere fünf Aufführungen im Sesc-Pompéia in São Paulo. Dieses Werk, das in einem Zeitraum von mehr als vier Jahren entstand, verdient Erwähnung, weil es eine Form von internationaler Zusammenarbeit und transkultureller Erfahrung begründet, die in ihrer Beispiellosigkeit und Bedeutung ästhetisch-politische Fragen erster Ordnung aufwirft. Mehr als hundert Experten und Künstler aus Europa und Brasilien sowie die Bewohner des Yanomami-Dorfs Watoriki nahmen daran teil – Vertreter ganz unterschiedlicher Kulturen also, Urheber eines Werks, das meiner Ansicht nach die Beziehungen zwischen diesen Kulturen neu gestaltet und sich möglicherweise noch in anderen Formen entfalten wird.

Amazonas war eine Kollektivarbeit, in der es seit 2006 darum ging, nicht *über* etwas, sondern *mit* dem Regenwald und seinen Bewohnern eine Oper hervorzubringen. Das bedeutete zuallererst, weder einen interkulturellen noch einen multikulturellen, sondern einen transkulturellen Dialog zu eröffnen, das heißt, auf die Gestaltung eines gemeinsamen Terrains zu setzen, auf dem die kulturellen Unterschiede einander gegenübergestellt werden, nicht um einen gemeinsamen Nenner zu finden, eine Synthese oder eine Übereinkunft, sondern um durch das Teilen von Kenntnissen und praktischen Erfahrungen neue Parameter zu setzen, die einen produktiven

Umgang mit den verschiedenen Vorstellungen vom Regenwald ermöglichen. Der Anthropologe Bruce Albert, der wesentlichen Anteil an diesem Projekt hatte, drückte dies einmal so aus: die Missverständnisse in produktive Missverständnisse verwandeln.

BEDINGUNGEN DER TEILHABE

Um diesen partizipativen Prozesses zu ermöglichen, ist zunächst die Erkenntnis notwendig, dass die Beziehung zwischen den Teilnehmern des transkulturellen Experiments nicht ungleich sein und keine Abhängigkeit akzeptiert werden darf. Wirkliche Kooperation erfordert, dauerhaft auf die Qualität der Zusammenarbeit zu achten und sie über den gesamten Zeitraum der kreativen Arbeit hinweg weiter zu entwickeln. Die Kooperation muss zum eigentlichen Motor des Experiments werden. Damit dies jedoch möglich wird, muss vorab eine zentrale Frage gestellt werden: Wenn tatsächlich ein unüberwindbarer Unterschied zwischen der Kosmologie der Waldvölker und der Kosmologie der Weißen (worunter Europäer wie Brasilianer zu verstehen sind) besteht, gibt es dann überhaupt die Möglichkeit für die Aufnahme eines Dialogs? Wie kann man – angesichts der Tatsache, dass der sozial-historische Kontext in Brasilien seit 500 Jahren stets die gewaltsame Abqualifizierung der Kosmologie der indigenen Völker und die »Überlegenheit« der westlichen Kultur begünstigt und immer nur koloniale und neokoloniale Beziehungen hervorgebracht hat – glauben, dass das Opernexperiment dieser Festschreibung entkommen könnte?

Alles schien darauf hinzudeuten, dass ein echter partizipativer Prozess nahezu oder ganz unmöglich sein würde. Doch wenn dies die ganze Wahrheit wäre, müsste man zugeben, dass die von Unnachgiebigkeit und Vorurteil geprägte Haltung der europäischen und brasilianischen Kulturen gegenüber den indigenen Kulturen absolut ist und diesen künftig nichts anderes übrig bleibt, als ganz zu verschwinden. Angenommen, das sei der Fall – und es gibt starke Gründe dafür, in diese Richtung zu denken –, was würde das für die Zukunft des Regenwalds bedeuten? Selbst wenn man »hinnimmt«, dass sich Zerstörung und Tod abzeichnen, sollte man nicht dennoch die indigenen Völker danach fragen, wie sie dieses schon vorgezeichnete »Schicksal« sehen und mit ihnen gemeinsam darüber nachdenken, wie das Ende des Regenwalds in Erscheinung tritt? Was uns zu der Annahme verleitete, dass sich der Versuch einer Verständigung lohnen könnte, war die nicht ganz unbegründete Hoffnung, dass sie trotz allem vielleicht bereit wären, über die Zukunft beziehungsweise Zukunftslosigkeit des Regenwalds zu sprechen, wenn wir denn wirklich hören wollten, was sie dazu zu sagen haben. Doch dafür müssten die indigenen Gesprächspartner spüren, dass man sie wirklich anhören will, dass die Weißen, die auf sie zukommen, ihre Art zu reden und zu denken achten und vor allem die Perspektive

ihres mythischen Denkens respektieren. Kurz gefasst: Die beiden Kosmologien und die beiden Kulturen müssten sich unter Beibehaltung ihrer Unterschiede auf gleicher Augenhöhe begegnen, sie müssten in ihrer jeweils ganz eigenen Art sich auszudrücken respektiert werden.

TRANSKULTURELLE SCHÖPFUNG

Und weil dies so war, können wir sagen, dass das Opernprojekt ein transkultureller Schaffensprozess war, in dem zum ersten Mal die Sprachen Portugiesisch, Deutsch, Englisch und Yanomami miteinander vermischt und wechselseitig übersetzt wurden, um die Parameter und den Raum für einen transkulturellen Dialog über den tropischen Regenwald zu gewährleisten. In dem zum ersten Mal europäische und brasilianische Institutionen sowie eine Institution der Yanomami (die Münchener Biennale, das Goethe-Institut, das ZKM Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, das Teatro Nacional de São Carlos Lissabon, der Sesc São Paulo und die Hutukara Associação Yanomami) gemeinsame Anstrengungen unternahmen, um ein transkulturelles Projekt so großen Ausmaßes durchführbar zu machen. In dem systematisch die materiellen und menschlichen, intellektuellen, künstlerischen, kulturellen und technischen Ressourcen der drei Kulturen mobilisiert wurden, um ein kollektives Werk zu schaffen. In dem Männer und Frauen ganz unterschiedlicher ethnischer Hintergründe und verschiedener Generationen zusammenkamen, um ihr Wissen und Können beizutragen und ihr Bestes zu geben.

Aus all diesen Gründen bin ich der Ansicht, dass es keine Übertreibung ist, die Amazonas-Oper als ein transkulturelles Ereignis anzusehen, das für zukünftige Projekte internationaler kultureller Zusammenarbeit beispielhaft ist. Ihre Voraussetzungen, ihre Entstehung, Durchführung und ihre Ergebnisse sollten betrachtet, analysiert und beurteilt werden, denn das Projekt wurde von der Überzeugung getragen, dass keine Kultur als einer anderen überlegen angesehen werden darf, und von der Gewissheit, dass alle lebendigen Kulturen auf ihre Weise heutig sind, denn sie alle stellen eigene Zeitgefüge dar, die in Raum und Zeit koexistieren und eine Bestätigung dafür sind, dass die Welt aus verschiedenen Welten besteht.

Übersetzt aus dem brasilianischen Portugiesisch von Niki Graça und dem Goethe-Institut Lissabon

▷ WWW.GOETHE.DE/BRASILIEN ▷ WWW.AMAZONAS-MUSIKTHEATER.ORG



Laymert Garcia dos Santos ist Professor für Philosophie und Soziologie an der Universität Campinas, São Paulo. Er ist Autor von Texten über Gegenwartskunst und die Beziehungen zwischen Technik und Kultur, Koordinator des Labors für Kultur und Technik im Netz am Instituto Século 21 und Co-Kurator im Cais das Artes, Vitória.

DIE GOETHE-INSTITUTE IN SÜDAMERIKA

Die Region Südamerika ist europäisch und nicht-europäisch zugleich, sie präsentiert sich als üppige Vielfalt in einer komplexen, kulturellen Einheit. Die indigenen Wurzeln, das koloniale Erbe sowie die vergleichbare historische Erfahrung wirken heute in einem Kontext höchst unterschiedlicher Formate: die Länder der Region reichen von Brasilien, dem geografisch wie demografisch fünftgrößten Land der Erde, bis zu dem kleinen Uruguay mit 3,4 Millionen Einwohnern. Wirtschaftlich umfasst die Region einerseits aufstrebende Schwellenländer wie Chile und Brasilien, andererseits Entwicklungsländer wie Bolivien.

Die südamerikanischen Gesellschaften sind jung, sowohl historisch hinsichtlich der Prozesse kultureller Emanzipation und nationaler Identitätsbildung als auch hinsichtlich der Altersstruktur, rund 30 Prozent der Bevölkerung sind weniger als 14 Jahre alt. Die Globalisierung provoziert als kulturelle Herausforderung Selbstvergewisserungsprozesse mit einer enormen Dynamik. Hier kommt eine unbestreitbare Stärke des Kontinents zur Geltung, nämlich die Kraft seiner Kultur.

»Somos occidente«, sagt der peruanische Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa und meint damit, dass Lateinamerika sich politisch wie kulturell der westlichen Welt zugehörig fühlt. Die Westorientierung bedeutet allerdings nicht, sich als Anhängsel Europas oder Nordamerikas zu sehen. Südamerika ruht fest in seiner umfassenden traditionellen Volkskultur sowie seiner Fähigkeit der ständigen Anverwandlung moderner äußerer Einflüsse. Hier liegt auch der Grund für die enorme Attraktivität der südamerikanischen Kultur in Europa und ihrer Fähigkeit, den Kulturdialog auf Augenhöhe zu führen. Die südamerikanischen Metropolen verfügen über eine zum Teil hervorragende kulturelle Infrastruktur mit Institutionen und Partnern, die in der ersten Liga des internationalen kulturellen Austauschs mitspielen und einen besonders interessierten Blick auf Deutschland und Europa werfen.

In Südamerika lernten 2009 rund 200.000 Personen Deutsch, von denen die Hälfte in Brasilien lebt. Zwischen 2004 und 2009 stieg die Zahl der Deutschlerner auf dem

Subkontinent um knapp 17 Prozent, womit Südamerika einen gegenläufigen Trend zum weltweiten Rückgang der Zahl der Deutschlerner aufzeigt. Die Tradition des Bücherlesens verbindet sich mit Modernisierungsprozessen im Hinblick auf die Entwicklung der Wissens- und Informationsgesellschaft sowohl institutionell im Auf- und Ausbau von Strukturen als auch inhaltlich – wo es hervorragende Anknüpfungspunkte für die Goethe-Bibliotheken gibt.

Deutschland hat vielfältige Spuren auf dem Subkontinent hinterlassen: Alexander von Humboldt als der bekannteste und geehrteste Ausländer, die deutsche Einwanderung seit dem 18. Jahrhundert, der Einfluss des deutschen Rechtssystems, deutsche Wissenschaftler, Ingenieure und Künstler in verschiedenen Missionen, jüdische Emigranten, zahlreiche deutsche Schulen, eine Vielzahl deutscher Unternehmen etc. Vor diesem Hintergrund ist das Bild Deutschlands äußerst positiv besetzt, bisweilen allerdings mit einem Defizit an Aktualität.

In diesem Kontext verfolgt das Goethe-Institut Strategien der Vielfalt: Die Bandbreite der Aktivitäten reicht von Bildungsprogrammen im Bereich Kultur und Entwicklung über sprachliche, kulturelle und institutionelle Qualifizierungsprozesse bis hin zu offenen Formaten der Kooperation und der Koproduktion bei aktuellen, global relevanten Themen wie Klimawandel, Biodiversität und urbaner Raum.

Das Netzwerk des Goethe-Instituts in Südamerika umfasst 13 Goethe-Institute, 8 Goethe-Zentren, 24 Kulturgesellschaften (davon 18 gleichzeitig Prüfungszentren) und 11 Prüfungszentren. Mit Ausnahme von Paraguay und Ecuador ist das Goethe-Institut in jedem Land der Region vertreten, wobei in diesen beiden Ländern große Goethe-Zentren wirken. Entsprechend der geografischen wie politischen Bedeutung wirken in Argentinien zwei und in Brasilien fünf Institute. Alle Institute wurden zwischen Mitte der Fünfziger- und Ende der Sechzigerjahre gegründet. Noch heute wird ihnen hoch angerechnet, dass sie während der Militärregime als Forum der freien Rede und der intellektuellen Begegnung wirkten und auch kritische Themen aufgriffen.

WOLFGANG BADER

Leiter der Region Südamerika



Tanzperformance zur Eröffnung der Ausstellung »Absolut Pina« von Gert Weigelt in Peking, 2010





2. November 1988

DIE HANDTASCHEN- REVOLUTION

30 TAGE PEKING

Von Peter Anders

Peter Anders leitet seit Mai dieses Jahres das Goethe-Institut in Peking – und trifft auf ein gespanntes Nebeneinander von Gegenwartskunst, Alternativkultur, Patriotismus und Louis Vuitton im Nationalmuseum.

»Bu shi wo bu mingbai« – »Nicht, dass ich nichts verstehe« ist der Titel eines Popsongs von Cui Jian, entstanden ein paar Jahre bevor ich 1988 zum ersten Mal nach China reiste. Als ich fast 25 Jahre später, kurz bevor ich die die Länderdirektion des Goethe-Instituts China übernahm, meinen 50. Geburtstag in Berlin feiere, platzt mitten hinein die Nachricht von der Verhaftung Ai Weiweis. Und sofort kommt mir wieder dieser Titel des Popsongs in den Sinn. Im Verlauf von Obrists Mini-Marathon Ende 2008 sprach Ai Weiwei von Beijing als der inhumansten aller Städte, in denen er je gelebt habe. »Fuck Off« kam mir in den Sinn, jene im Jahr 2000 von ihm kuratierte Satellitenshow zur Biennale in Shanghai, die explizit den kritischen Standpunkt des Künstlers als Basis für dessen Arbeit betonte. Das ist uns nahe als Position, aber wo bleibt dann das, was alle als große Herausforderung nennen, wenn es darum geht, in China zu arbeiten, nämlich dem Ausbalancieren von staatlichem Einfluss und künstlerischer Unabhängigkeit? Wollen wir chinesischer sein als die Chinesen? Bu shi wo bu mingbai.

DIE GRÖSSTEN RÄUBER DER TUGEND

Nicht, dass ich nichts weiß, aber muss ich alles besser wissen? Acht Wochen später sitze ich im 12. Stock meines zum Domizil erkorenen Hochhauses mit dem bemerkenswerten Namen MOMA. Hinter mir liegen eindringliche Begegnungen, die mein Vorwissen eher alt aussehen lassen. »Die Selbstgerechten«, so unterwies mich einer aus der alten Künstlergarde, der sich mit dem System arrangiert hat unter Hinweis auf Konfuzius, »das sind wohl die größten Räuber der Tugend«. Aber was ist in dieser Zeit ein tugendhaftes System, frage ich. Irgendwie sei ich geschichtslos, wird mir vorgehalten. Ich lese ein Interview mit Li Zhenhua und verstehe, was gemeint sein könnte: »Wenn man sich ausschließlich mit der jüngeren Geschichte auseinandersetzt, wird man depressiv – für ein besseres Verständnis sollte man die gesamte Geschichte betrachten und die verschiedensten Perspektiven suchen«.

Ich atme auf, als ich mich auf den Weg zu Wen Huis und Wu Wenguangs »Living Dance Project« mache. Vorbei geht es an Ai Weiweis Studio, wo jetzt nur noch die Kamera in Richtung Eingangstor, nicht aber weitere Polizisten herumstehen, rein nach Caochangdi. Angekommen, öffnet sich ein großes Areal nicht unähnlich der guten alten UFA-Fabrik in Tempelhof, rechts die Mensa, in der heute, es ist Drachenbootfest, ein großartiges Essen vorbereitet wird. Im Zentrum aber stehen der Bühnenraum, das Schnittstudio und die Ateliers für Gastkünstler. Dies ist der gelebte Widerstand gegen die Wirtschaftsbeziehungen und deren von Profiterwartung getragenen Geist, denke ich. Ein bisschen Romantik schwingt mit, gerade hier die Werte des gegenseitigen Verstehens hochhalten zu wollen, aber allemal

scheint die gelebte Entschleunigung geeigneter zu sein, über kulturelle Identität nachzudenken, als jene kulturindustriellen Großpaläste aufzusuchen, die zwar mächtig pompös nach außen sind, aber innen allenfalls Propagandaevents beherbergen.

GRASWURZELARBEIT MIT KULTURAUFRAG

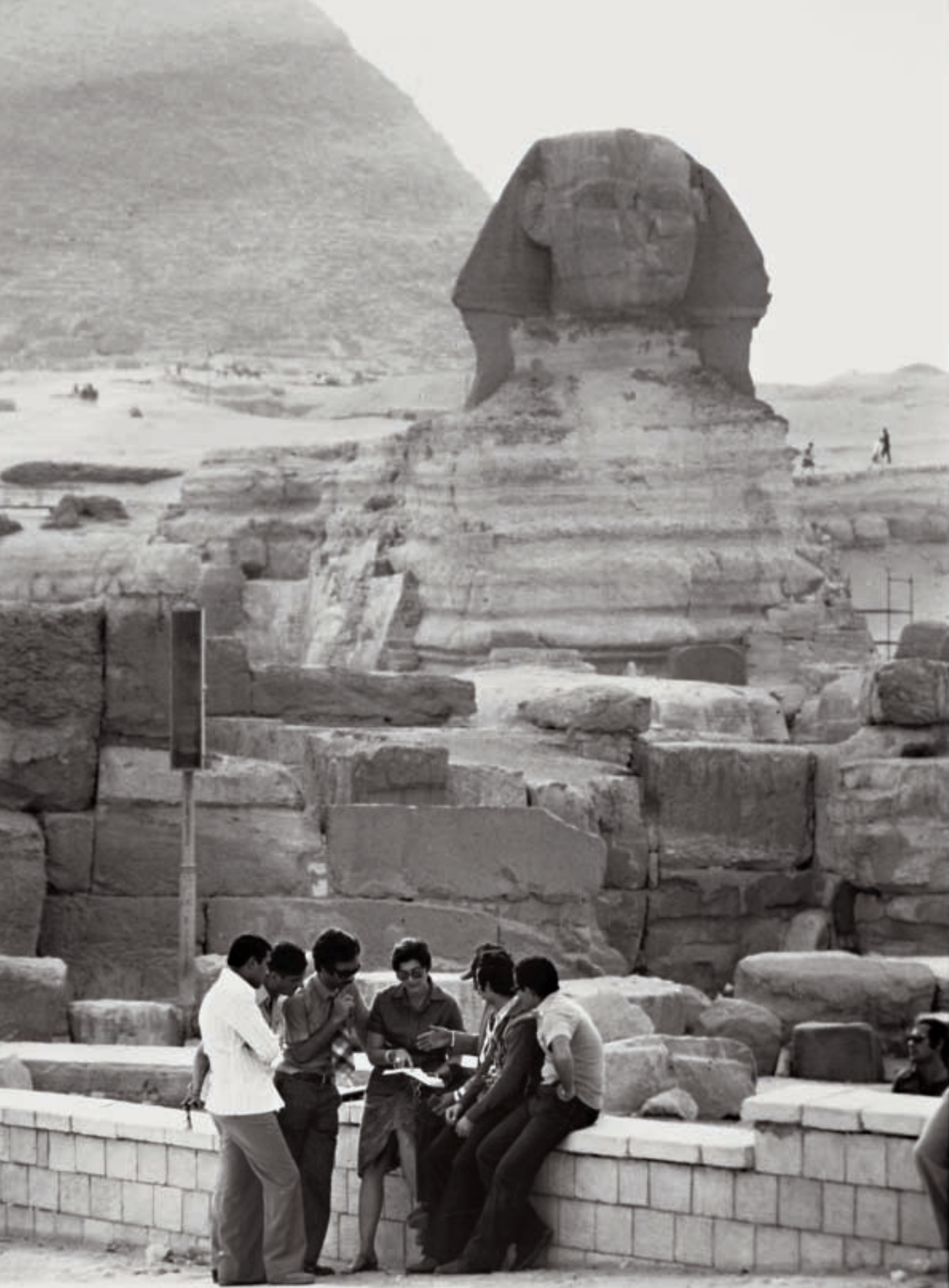
Vor einigen Tagen sah ich das Nationalballett und deren ROTE FRAUENKOMPANIE. »I guess it's very weird for you«, raunte mir der junge Assistent der Intendanz ins Ohr, und ja, da hat er nicht Unrecht, man muss sich in der Tat daran gewöhnen, dass die Ikonographie der Macht hier unmittelbare Beifallsstürme des Publikums lostritt. Im Nationalmuseum liest sich das aus Anlass der Ausstellung »The Road of Rejuvenation« so: »The Chinese nation is a great nation whose people are industrious, courageous, intelligent and peace-loving and have made indelible contributions to the progress of human civilization.« Plötzlich wird alles ernst und irgendwie deutsch. Halt bedeutungsschwer, und mir fallen die Schuhe von Kant ein, die ein Stockwerk höher ausgestellt sind und erhalten müssen für das Bekenntnis, dass die Aufklärung ihre klugen Geister und Poeten in bis dato nicht bekannter Weise als geistige Helden verehrte. Das ist wirklich Huntington – hier der Kult des Individuums, dort der Sieg des Kollektiven. Unerreicht bleibt aber am letzten Tag meines Besuches im Nationalmuseum zumindest im Hinblick auf den Zuschauerzuspruch der kapitalistische Warenfetischismus: Die Ausstellung zur Geschichte der Louis-Vuitton-Handtasche ist ohne Zweifel der Renner.

Das ist China, erklärt mir Yan Sun. Alles ist im Fluss. Ein mit Informationen überladenes Land ohne System. Statt Wesen Weg, statt Sein Prozess. Statt Identität Transformation. Okay, noch einmal für mich: kein Wesen, kein Sein, keine Identität. Stattdessen Weg, Prozess, Transformation. Was kommt nach Louis Vuitton? Ich bin gespannt, was ich morgen zum Thema Rechtsstaatsdialog zwischen Deutschland und China lerne. Erstmal bin ich irritiert. Zuhause angekommen, klopft es. Drei uniformierte Polizisten stehen vor der Tür. Ausweiskontrolle. Ich halte das für Schikane und Vorwand, weil der Überwachungsstaat meine Aktivitäten zu registrieren scheint. Und das nach vier Wochen! Dass ich so wichtig sein soll, empfinde ich insgeheim als schmeichelhaft. Das ist Graswurzelarbeit mit Kulturauftrag. Andererseits: jetzt bloß keine Paranoia entwickeln. Tags darauf melde ich den Vorfall der Botschaft. Ernüchternd teilt man mir mit, dass dies ein ganz normaler Vorgang im Vorfeld wichtiger Ereignisse sei. Worin diese bestehen könnten, wird freilich verschwiegen.



► WWW.GOETHE.DE/CHINA

Peter Anders leitete die Goethe-Institute in Kamerun, Brasilien (Salvador da Bahia) und Bulgarien. Von 2007 bis 2011 war er Programmleiter der Region Afrika südlich der Sahara. Seit Mai 2011 ist er Institutsleiter in Peking und Länderdirektor China.



Deutschlern an der Sphinx von Gizeh in Kairo, 1976

DAS GOETHE-INSTITUT KAIRO IN DEN 70ER-JAHREN





WIE SCHREIBT MAN ÜBER EINE REVOLUTION?

DIE VERANTWORTUNG DER KÜNSTLER FÜR DIE ZUKUNFT ÄGYPTENS

Von Sarah Rifky

Vor mehr als fünf Jahrzehnten kam das Goethe-Institut in die arabische Welt – Tunis und Kairo gehörten hier zu den ersten Gründungen. Nach dem 11. September 2001 rückte die Region ins Zentrum von Diskussionen über »Islam und den Westen«. Doch ein Jahrzehnt nach »9/11« steht eine neue Zeitenwende bevor – der Übergang von Diktaturen zu Demokratien. Die ägyptische Autorin und Kuratorin Sarah Rifky reflektiert diesen plötzlichen Einbruch des Neuen in einem gleichermaßen persönlichen wie politischen Text; er entstand im Februar 2011 noch vor Mubaraks Rücktritt.

Der Modus Operandi verlangt die Fähigkeit, sich schnell von der Rede zur Handlung bewegen zu können: Ich twitterte alle paar Minuten, ich spreche unablässig mit Freunden, ich übermittle »Live-Bürgerberichte« per Telefon an diejenigen, die »voice tweets« für Ägypten senden. Ich monologisiere, schimpfe, schlage die Tür zu und eile zum Tahrir-Platz, wo ich Obst, Brot, Wasser und Zeitungen an Demonstranten verteile, die den Platz über Nacht besetzt halten. Auch dort rede ich weiter, mache Interviews, Filme und Fotos; ich diskutiere, stelle Fragen und verlange ungeduldig nach Antworten. Ich kann helfen, aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. Ich halte meinen Facebook-Status auf dem neusten Stand, ich lese und twitterte zurück. Ich bin wütend, ich bin aufgekratzt. Ich hoffe, ich träume. Ich bin außerstande zu schreiben.

Ich bin keine Aktivistin im herkömmlichen Sinne: Ich bin politisch aktiv durch meine Arbeit als Kuratorin, als Dozentin und fortwährend, und vorgeblich, durch mein Schreiben. Ich schreibe auch jetzt, im Wissen, dass jetzt nicht die richtige Zeit ist, um sein berufliches Instrumentarium zu hinterfragen. Wir sind mittendrin in der Revolution und ich habe nicht das Privileg, die Dinge im Nachhinein betrachten zu können. Meine Familie, meine Freunde, Kollegen und Mentoren, Künstler und Kuratoren, Journalisten und Institutionen bitten mich, zu schreiben. Ich lese meine Freunde, Kollegen und Mentoren mit einer Mischung aus Angst, Respekt und Ehrfurcht. Einen Text zu lesen, der länger ist als 140 Zeichen, ist ein Luxus; einen Text zu schreiben, der länger ist als ein Tweet, fühlt sich wie etwas an, das ich mir nicht leisten kann, wenn ich mit den Anforderungen des aktuellen Momentes solidarisch sein will. Ich behaupte meinen Willen und widerstehe der täglichen Forderung: Schreib! Dokumentiere! Ich lasse von meinen Gewohnheiten ab und verzichte auf die mir bekannten Werkzeuge. Nur eines kann ich mit Gewissheit sagen: dass ich nicht in die Position eines Voyeurs, eines Analysten oder eines Beobachters dieser Revolution gedrängt werden will. Das Schreiben versieht die von allen gemeinsam geteilte Erfahrung mit einem Namen. Das Schreiben verlangt nach einem Autor. Dies ist ein Aufstand des Volkes und ich bin ein Teil des Volkes. Da alles Geschriebene unterzeichnet ist, verweigere ich meine Stimme als Autorin.

DAS POLITISCHE IST PRIVAT

Außerdem kann ich nicht schreiben, weil es persönlich ist. Ich kann nicht »darüber« schreiben, was passiert, ich kann nicht »über die Revolution« schreiben. Was ich im Moment erlebe, ist die Kehrseite des feministischen Schlagwortes: »Das Private ist politisch.« Das Politische ist privat: Auseinandersetzungen mit Kollegen und Familienangehörigen, freundliche Debatten, die in Beleidigungen und hitzige Diskussionen ausarten, hieb- und stichfeste Resolutionen, die auf extremer Liebe und Solidarität gründen, oder Abscheu vor der Sichtweise des Anderen, weil dieser ideologischen Verrat begeht. In diese Revolution muss man sein Leben investieren, vielleicht ist es meine einzige Investition jemals, und ihren Abbruch werde ich nicht überleben. In diesem Sinne ist die Revolution privat. Die Revolution als Idee ist nichts, das mich in jeder wachen Sekunde begleitet; in ihrer Unvorstellbarkeit hat sie mein Leben von Grund auf umgestaltet. Die Revolution ist nicht nur privat, weil ich Freunde und Bekannte verloren habe, sondern auch, weil ich mich ängstlich frage, ob meine Eltern, die gerade ihr fünftes und siebtes Lebensjahrzehnt beginnen, mein ideologisches Ungestüm überleben. Die Revolution ist insofern nicht persönlich, als dass die unterbezahlte Frau des Türwächters von nebenan Mubaraks Regime weiterhin an der Macht sehen will, schließlich seien »die Dinge schon heikel genug«.

Om Rashes Geschichte rührt an mein Mitgefühl: Om Rasha wird ihre Tochter nicht mit leeren Händen besuchen. Volle Hände sind das Äquivalent von zwei Hühnern: 50 ägyptische Pfund. Om Rasha kann sich im Monat nur einen Besuch bei ihrer Tochter leisten. Diesen einen Besuch mit vollen Händen will sie nicht aufs Spiel setzen, Revolution hin oder her. In den letzten zwei Wochen ist der Geflügelpreis um 25 Prozent gestiegen. Om Rasha schaut mich entschlossen und mit Tränen in den Augen an. Ich versuche, ihr die Auswirkungen scheinbar abstrakter Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit, Emanzipation und Demokratie zu vermitteln, ich bemühe mich, einen Fahrplan für die Zukunft zu erstellen, im Einklang mit den berechtigten Forderungen des Aufstands. Om Rashes Geschichte ist genauso ergreifend wie jede aufrichtige, nicht perfekte politische Ansprache, die es schafft, die Gefühle einer gesamten Nation zu bewegen.

DIE HERRSCHAFT DES NIEMAND

Wir sind benommen, erschöpft und (des)illusioniert in Bezug auf »das Volk«, in Bezug auf uns selbst. Ich rufe meine Logik und Vernunft zum Appell und suche Schutz in Hannah Arendts Schriften, die mir seit dem 25. Januar als Bezugspunkt dienen. Arendt spricht von der Arroganz der Macht und dem Streben nach dem »Bild der Allmacht«, sie spricht über viele Dinge, auch davon, dass die Problemlöser den Verstand verlieren, zu Lasten der Fähigkeit, der Erfahrung zu vertrauen und zu ler-



Die Nacht, in der Mubarak zurücktrat: 11. Februar 2011 in der Bassiony Street in Kairo, Foto: Lara Baladi

nen. Was ich am Schreiben fürchte, ist der Punkt, an dem es die Intention des Aktivismus verlässt. Arendt verweist eloquent auf Om Rashes Angst: die Herrschaft des Niemand (Arendt schreibt »Niemand« groß).

Die Herrschaft des Niemand ist die größte Tyrannei überhaupt, sie übertrifft die Tyrannei der Regierung, die nicht für ihr Handeln und sich selbst zur Verantwortung gezogen wird. Die Herrschaft des Niemand, sogar im Übergang, die Herrschaft junger, neu begründeter Koalitionen, in konstanter Veränderung, enthüllt die Angst vor einem sich entfaltenden Chaos. Auch ich will wissen, wie ich Verantwortung lokalisieren kann. Und um den Feind zu erkennen, neige ich dazu, den roten Faden der Kontrolle sehen zu wollen. Im Schreiben möchte ich mich und meine eigene Stimme wiedererkennen, standhaft, um mich nicht in Anarchie und einem Bedeutungszerfall aufzulösen, regiert von den Gesetzen der Institution des Schreibens, des Textes.

Ich habe nur eine Option, nämlich à la Arendt zu dem elementaren Verständnis terminologischer Schlüsselwörter zurückzukehren. Macht, Stärke, Kraft, Autorität und Gewalt unterscheiden sich alle voneinander, die Unterscheidung macht deutlich, dass vorsichtige Rede und linguistische Exaktheit unabdingbar

sind. Die chirurgische Vorsicht, die ich den Wörtern zuteil werden lasse, wurzelt nicht in einer Thesaurus-Paranoia oder der Liebe zur Sprache, es gehört zu meiner gelebten Erfahrung, dass ich wahrnehme, wie sich in meinem Umfeld die Sprache und ihre Verwendungen in dieser Zeit der Krise verändern. Man verbreitet die Subjektivität der Wahrheit – immer wieder wird sie zitiert –, übertriebene Gerüchte und autoritative Verschwörungen kreisen zu gleichen Teilen um mich herum. In vertrauten Kreisen werden Informationen vorsichtig mit einer ausgesuchten Wortwahl wiederholt, diejenigen, die diese Zeit durchleben, kennen die Angst, durch die Sümpfe dieser Randgebiete zu waten, wo es von dichten Lügen wimmelt, von Unwahrheiten und Gerüchten, wo das Gelände unsicher ist.

DIE DEKONSTRUKTION DER MACHT

Alle Macht dem Volk, zwischen dem ich auf dem Tahrir-Platz stehe: Ein Luftbild der Menschenmenge, die sich in die Seitenstraßen der Kairoer Innenstadt ergießt, von Stacheldraht eingezäunt. Das Militär steht Wache und versucht hin und wieder vergeblich, gegen den harten Kern der Demonstranten vorzugehen, die den Platz sichern. Manche schlafen zwischen den Panzerspuren. Macht ist unsere Fähigkeit, gemeinsam zu handeln. Sie gehört nicht denjenigen, die uns die Armee vom Leib halten, sie gehört nicht den Facebook-Administratoren, der

Twitter-Elite oder herkömmlichen Aktivisten. Sie gehört nicht ausschließlich den Gewerkschaftern, Analysten oder Politikern. Sie gehört nicht den Künstlern.

Macht ist weder das Eigentum der Jugend, noch gehört sie der Muslimbruderschaft. Macht liegt in der Übereinstimmung des ganzen Volkes, in der Revolution des Volkes, die die Nation auf Reformkurs drängt. Mubarak ist immer noch »an der Macht«. Das bedeutet, dass er nach wie vor von einer bestimmten Anzahl von Leuten ermächtigt ist, in deren Namen die Regierung weiterhin handelt. In diesen Tagen wird diese Macht langsam dekonstruiert: Immer mehr öffentliche Institutionen und Gruppierungen – Richter, Arbeiter, Angestellte, Lehrer, Studenten – entziehen dem Regime die Legitimation; indem sie Mubaraks Rücktritt und seine strafrechtliche Verfolgung fordern, nicht nur als Individuen, sondern in ihrer öffentlichen Eigenschaft als Subjekte, schwindet »seine Macht«. Mubarak hat keine Macht, Mubarak hat Stärke.

»Der Extremfall der Macht ist gegeben in der Konstellation: Alle gegen Einen. Der Extremfall der Gewalt in der Konstellation: Einer gegen alle.«, schreibt Hannah Arendt. »Und das letztere ist ohne Werkzeuge, das heißt ohne Gewaltmittel, niemals möglich. Deshalb ist die oft gehörte Behauptung, eine Handvoll unbewaffneter Extremisten sei imstande, »gewaltsam« – durch Geschrei, Spektakel, Krawall – den Abbruch starkbesuchter Vorlesungen zu erzwingen, obwohl eine große Mehrzahl für deren normale Durchführung stimmte, so irreführend. (...) In Wirklichkeit liegen die Dinge in solchen Fällen erheblich ernster: Die Mehrheit weigert sich einfach, von ihrer Macht Gebrauch zu machen und die Störer zu überwältigen ...« (zitiert nach: Hannah Arendt, *Macht und Gewalt*, München 2011, Seite 43).

DIE ATEMLOSIGKEIT DER FREIHEIT

Ich gehe inmitten skandierender Menschen, entfremdet, euphorisch und mit Angst erfüllt vor dem, was kommen wird. Je lauter, je chaotischer, je offenkundiger die Anarchie wird, desto mehr verliere ich den Boden unter den Füßen und desto sprachloser bin ich. In dem Augenblick, da ich mir vorstelle, wie jemand wie ich inmitten der Millionen von Marschierenden steckt, überkommen mich widersprüchliche Gefühle und Gedanken: das Verlangen, über die Menge gehoben zu werden, zu flüchten und zu atmen. Mir wird die Ironie bewusst, dass ich im Streben nach der ultimativen Freiheit, in dem Moment, in dem Tausende von Menschen »HORREYA!« (arabisch für »Freiheit«) rufen, fast keine Luft bekomme, mich nicht mehr bewegen kann, mitten in der Menschenmenge in der Falle sitze. Ich muss absolut still stehen, um atmen zu können. Ich kann mich nicht bewegen. Je mehr das Ereignis, im großen philosophischen Sinne, allgegenwärtig ist, desto mehr glaube ich an Gott. Die Revolution ist reinigend, ich weine. Schreiben ist unrein, also schreibe ich nicht.

Jetzt, da ich mich in der zweiten Woche der Revolution entschließe zu schreiben, denke ich über diese Entscheidung nach. Das ist die längste Zeit, die ich seit Wochen aufs Nachdenken verwandt habe. Jacques Derrida sagt, dass eine Entscheidung, der Gebrauch der Macht, in der Demokratie stets dringlich ist; aber eine Demokratie braucht Zeit. Demokratie lässt einen warten, damit man über die Anwendung der Macht diskutieren und sie nie ohne Kommunikation ausüben kann. Sobald wir miteinander sprechen, ist Autorität geteilt, was erklären würde, weshalb sich so viele meiner Freunde abschnitten und immer weniger sprechen. Es würde die Nebenwirkungen gesellschaftlicher Paranoia und die Angst erklären, Informationen preiszugeben, die in Richtung von Reformbeschlüssen führen. Während mit Decken bewaffnete Demonstranten die Revolution beschützen, indem sie von der Verteidigung des Platzes dazu übergehen, die Auflösung des Regimes sicherzustellen, gelten die existierenden Diskussionen als inklusiv, nach außen hin sind sie öffentlich, im Kern jedoch sind sie geheim, privat, wenn nicht sogar geschlossen.

Es ist notwendig, Herrschaft auszuüben, doch Macht kann nur ausgeübt werden, wenn sie geteilt wird. Meine Ängste, was das Schreiben angeht, sind ebenfalls ganz klassischer Natur, »Worte sind Waffen«, und ich möchte in Frieden fortschreiten. Das Schreiben eröffnet einem neue Gebiete, es macht Erfahrungen teilbar, ein Text ist ein Dokument und hinterlässt in Online-Archiven augenblicklich eine historische Spur. Ich kann Geschriebenes nicht ungeschrieben machen und muss daher dafür die Verantwortung übernehmen, nicht nur für die Bedeutung, die es auf die aktuelle Situation hat, sondern auch dafür, wie ich diese Reaktionen am besten gestalte. Ohne polemisch sein zu wollen, deutet Derrida an, dass die Geste des Schreibens scheinbar destabilisiert, sie kann Ängste hervorrufen oder Andere sogar verletzen, einschließlich des eigenen Ichs, als Anderes.

Übersetzt aus dem Englischen von Alexandra Schmiedebach

Sarah Rifky, geboren 1981 in Kairo, studierte Kunst und Journalismus an der Amerikanischen Universität Kairo und Critical Studies an der Malmö Art Academy/Lund University. Seit 2009 ist sie als Kuratorin an der Townhouse Gallery in Kairo tätig, die ein wichtiger Programmpartner des Goethe-Instituts ist. Zuletzt kuratierte sie die Ausstellungen »Invisible Publics« (2010) und »The Accords« (2011). Zurzeit arbeitet Sarah Rifky mit dem Goethe-Institut im Filmkunst-Projekt »Arab Shorts« (www.goethe.de/arab-shorts) zusammen.



INSPIRATION FÜR DEN REST DER WELT

SARAH RIFKY IM GESPRÄCH MIT GÜNTHER HASENKAMP

Günter Hasenkamp, Leiter der kulturellen Programmarbeit der Goethe-Institute in Nordafrika und Nahost:

Dein Text erschien kurz vor dem Rücktritt von Präsident Mubarak in einer Kairoer Tageszeitung. Unter den Demonstranten hatte sich ein gemeinsames Gefühl entwickelt: das Bewusstsein, nicht mehr isoliert zu sein. Es gab den Slogan: »Ich bin das Volk. Und wer bist du?« Heute stellt sich natürlich die Frage: Bleibt ein Gefühl von Gemeinschaft bestehen?

Sarah Rifky: In den Tagen, die zu Mubaraks Entmachtung führten, machte man die noch nie da gewesene Erfahrung, mit einer riesigen Menschenmenge verbunden zu sein, vereint durch gemeinsames Leiden und Hoffen, durch gemeinsame Wünsche und Forderungen. Dieses Gemeinschaftsgefühl ist immer noch da, manchmal mehr, manchmal weniger, aber es ist immer noch viel präsenter als vorher. Dieses soziale Erwachen hat bei mir zu der Erkenntnis geführt, dass im gemeinsamen Denken und Handeln eine viel größere Kraft und Macht liegt. Woran ich mich auch erinnere, ist eine kurze Beinahe-Utopie, die auf dem Tahrir-Platz aufkam, als er vom Volk gehalten wurde. Am besten lässt es sich vielleicht mit dem Gefühl des Verliebtseins vergleichen; Adrenalin wird auch irgendwann von Oxytocin verdrängt.

Als treibende Kraft der ägyptischen Revolution gilt die Generation 2011 – bestens gebildete, ausgezeichnet vernetzte junge Menschen, deren Weltsicht nicht an den Landesgrenzen endet. Du hast im Ausland studiert und unterhältst professionelle Kontakte in alle möglichen Ecken der Welt. War die Revolution für Dich so etwas wie die Rückkehr der globalisierten Kuratorin nach Hause?

Es ist fantastisch zu sehen, wie schnell sich die Koordinaten von Interesse und Instanzen im Hinblick auf unseren Wirkungsbereich ändern. Ägypten und die Region entwickeln sich zunehmend zu einem Zentrum der Inspiration für den Rest der Welt, der sich wieder für uns interessiert. Die Normen und Regeln verschieben sich ein wenig, und zwei Dinge beschäftigen mich ständig: Ob beziehungsweise wie diese Verschiebung in Bezug auf die politische Handlungsmacht jetzt, da die sozialen Wertevorstellungen von Demokratie, Freiheit und Volksaufstand neu geschrieben werden, im weiteren Sinne auch die Zukunft der kritischen Theorie, des kritischen Diskurses und der Kulturpolitik formen wird. Und zweitens, wie die Tatsache, dass ich sowohl lokal als auch international ein Teil dessen bin, die Koordinaten meiner Haltung verändert. Ich fühle mich weniger als einheimischer Informant, der für die Außenwelt berichtet, sondern eher wie jemand, der hier am Bau einer Bühne beteiligt ist, auf der die Zukunft stattfinden wird.

Wie verhält sich die Kunst in dieser Zeit – betriebsam oder noch benommen, wie nach einem Erwachen? Manche, die wir treffen, sehen aus wie verwandelt: heiterer, lebendiger, voller Tatkraft. Steht ein kultureller Aufschwung bevor?

Die internationale Presse neigt dazu, Kreativität, kulturelle und politische Ausdrucksformen, Kunst und kulturelle Produktion sofort miteinander zu verwechseln, wobei sich diese sehr stark voneinander unterscheiden. Lustigerweise wurde ich im Laufe des letzten Monats häufig falsch zitiert. Ich soll gesagt haben, dass es jetzt viel mehr Freiheit gäbe und Tahrir die Heimat vieler neuer Künstler geworden sei, was so nicht ganz stimmt. Ich glaube, wenn man einen Ort hat, wo sich die Menschen offen, kritisch und erfindungsreich am politischen Geschehen beteiligen, auch durch den kreativen Ausdruck – Pantomime, Performance, Straßenkunst –, dann bildet das einen großartigen kontextuellen Rahmen für künstlerische und kulturelle Produktion als spezialisierte Arbeitsbereiche. Ich stelle mir vor, dass die Künstler neue Kräfte finden, um ihre Arbeit voranzutreiben, und dabei aus dieser äußerst komplexen, sehr emotionalen Übergangsphase schöpfen, in der wir uns gerade befinden; bis wir die aussagekräftigsten und kritischsten Arbeiten sehen, wird es noch eine Weile dauern.

Übersetzt aus dem Englischen von Alexandra Schmiedebach

▷ WWW.GOETHE.DE/AEGYPTEN



Das Goethe-Institut in Kairo

DIE GOETHE-INSTITUTE IN NORDAFRIKA UND IM NAHEN OSTEN

Das Goethe-Institut ist heute in der Region Nordafrika/Nahost mit seinem Netzwerk in 16 Ländern aktiv. Die ersten Institute wurden Mitte der Fünfzigerjahre in Beirut und Damaskus gegründet. Wenige Jahre später folgten Tunis, Kairo und Alexandria, in den frühen Sechzigerjahren etablierte das Institut sich auch in Rabat und Casablanca, in Amman, Algier und Khartoum. Die Gruppe von Instituten blieb lange Zeit in dieser Zusammensetzung stabil, bis es in den folgenden Jahrzehnten jeweils zu einer Neugründung kam: 1979 Tel Aviv, 1987 Jerusalem, 1998 Ramallah und 2006 Abu Dhabi. 2007 wurden in Dubai und 2010 in Erbil im Nordirak Verbindungsbüros gegründet, die Sprachkurse anbieten und Projekte im Bereich Bildungskooperation Deutsch und Kulturprogramme durchführen.

Nach dem 11. September und im Gefolge der Kriege im Irak und in Afghanistan wurde das Netzwerk erheblich verstärkt durch die Einrichtung von elf Dialogpunkten Deutsch und vier Sprachlernzentren. Die Dialogpunkte sind kleine deutsche Informationszentren innerhalb einer bestehenden örtlichen Bibliothek. Die Sprachlernzentren wurden mit dem Ziel gegründet, in Ländern ohne Goethe-Institut Deutschkurse zu etablieren und sie nach einigen Jahren in lokale Institutionen zu überführen. Seit 2008 werden die Goethe-Institute in der Region durch fünf von der Robert Bosch Stiftung geförderte Kulturmanager in Marokko, Ägypten, Syrien, den Vereinigten Arabischen Emiraten und seit diesem Jahr in Saudi-Arabien unterstützt.

Viele Jahre waren die Goethe-Institute in den meist autoritativ regierten Ländern der Region Orte der Begegnung für den unzensurierten Meinungs- und Ideenaustausch von Künstlern und Intellektuellen, initiierten und förderten künstlerische Netzwerke und führten Qualifizierungsprogramme im Bildungs- und Kulturbereich durch. Durch den »Arabischen Frühling« ist eine Welle der Befreiung und des Aufbruchs durch die Arabische Welt gegangen, und die Goethe-Institute in Tunesien und Ägypten sehen sich der einmaligen

Chance gegenüber, den Demokratieprozess zu begleiten und zu unterstützen. Es ist zu hoffen, dass dies auch in nicht allzu ferner Zukunft in Syrien, Libyen und im Jemen möglich sein wird. Die aktuelle Entwicklung in Nordafrika/Nahost steht für die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik unter dem Motto der Transformationspartnerschaft. Die Goethe-Institute setzen viele ihrer langjährigen Initiativen fort, also die Projekte zur Stärkung des zivilgesellschaftlichen Engagements, die Projekte zu aktuellen Tendenzen in den Künsten und Wissenschaften und die Übersetzungsförderungsprogramme ins Arabische sowie die Qualifizierung von Übersetzern und Verlegern.

Daneben setzen sie neue Akzente: Erste Projekte zur Begleitung des Demokratisierungsprozesses sind in Tunesien »Sons et Images de la Révolution Tunisienne«, RAP-Fotografie und Performances mit Autowracks der Revolution sowie das Bildungsprojekt mit der Außenhandelskammer Tunis zur Sprachförderung und Arbeitsvermittlung in Tunesien, »Über die Sprache zum Arbeitsplatz«. Mit der Einrichtung der »Tahrir Lounge@Goethe« im Februar im Goethe-Institut Kairo wurde ein Ort geschaffen, an dem junge Aktivisten eine Zukunftswerkstatt für die gesellschaftliche Veränderung ihres Landes zu einem demokratisch verfassten Rechtsstaat durchführen. Die Rolle der Kulturpolitik in den künftigen arabischen Gesellschaften und die Restrukturierung der nationalen Kulturpolitik stehen im Fokus des auf mehrere Jahre angelegten »Forum Kulturpolitik«, das überregional organisiert wird und Erfahrungen aus den europäischen Mittelmeerländern einbezieht. Wissenschaftler in Ägypten fordern eine radikale Bildungs- und Hochschulreform, um den unhaltbaren Zustand abzuschaffen, dass 30–40 Prozent der ägyptischen Bevölkerung Analphabeten sind. Dazu kann »German Bildung« viel beitragen, und das Goethe-Institut Ägypten wird in diesem Jahr ein Projekt »Demokratische Schule« lancieren. Wir dürfen nichts unversucht lassen, um die historische Chance des gesellschaftlichen Neubeginns im Nahen Osten voranzubringen.

GABRIELE BECKER

Leiterin der Region Nordafrika/Nahost

RESPEKTIERTE PARTNER

DIE GOETHE-INSTITUTE IN RUSSLAND SETZEN
AUF LOKALE STRUKTUREN



Erfolg durch Unabhängigkeit und Zusammenarbeit: Seit zwanzig Jahren ist das Goethe-Institut in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion aktiv und zu einer festen Größe in der russischen Kulturlandschaft geworden.

»Wie bist du auf die Idee zu dieser Inszenierung gekommen?« Diese Frage wird mir oft gestellt, seit ich im Mai vergangenen Jahres »Die Last des Schweigens«, eine Dokumentation von Gesprächen mit Kindern von NS-Tätern, als Theaterstück auf die Bühne gebracht habe. Journalisten wechseln selten ins Fach der Theaterregie – aber dieses ungeheuer beeindruckende und hier nahezu unbekanntes Buch des israelischen Psychologen Dan Bar-On zu inszenieren, erschien mir wie die natürliche Fortsetzung meiner eigentlichen journalistischen Arbeit.

Die Idee, das Buch für die Bühne zu bearbeiten, stammt allerdings nicht von mir, sondern kam von Wolf Iro, dem Leiter der kulturellen Programmarbeit des Goethe-Instituts in Moskau. Er wollte das russische Publikum mit dem Werk Bar-Ons bekannt machen und schlug dem Moskauer Joseph-Beuys-Theater vor, »Die Last des Schweigens« als Theaterstück aufzuführen. Anlass war der 65. Jahrestag des Kriegsendes im vergangenen Jahr. Seitdem spielen wir »Die Last des Schweigens« zwei, drei Mal im Monat im Sacharow-Zentrum, und nach jeder Aufführung findet eine Diskussion statt – über den Holocaust, den Gulag, über Erinnerung und Verantwortung. Die Geschichte dieser Inszenierung sagt viel über das Goethe-Institut, seine Mitarbeiter und deren Arbeitsweise. Formal betrachtet, ist das Goethe-Institut die Kultur- und Bildungsvertretung der Bundesrepublik Deutschland. In der Praxis spielt es eine wichtige Rolle im aktuellen Kulturleben Russlands und ist eine in der russischen Wirklichkeit verwurzelte Organisation. Wie wurde das möglich?

DIE ENTFERNUNGEN SIND DIE GRÖSSTE HERAUSFORDERUNG

Das Goethe-Institut nahm seine Arbeit noch zur Zeit der UdSSR auf, früher als Kulturmittlerorganisationen anderer Länder. Bereits im April 1990, noch vor der deutschen Wiedervereinigung, wurde ein Gründungsbüro eingerichtet, 1992 zog das Moskauer Goethe-Institut ins Gebäude der ehemaligen DDR-Botschaft ein. 1993 folgten Institute in St. Petersburg, Kiew und Minsk. Auch andere Länder zeigten damals Präsenz in den Staaten der ehemaligen UdSSR, große wohltätige Fonds kamen und gingen (nicht immer freiwillig). Das Goethe-Institut hat Ausdauer und Stabilität bewiesen, aber das allein genügt nicht, um in Kulturen heimisch zu werden, die ausländischen Einflüssen nicht sehr offen und manchmal nahezu feindselig gegenüberstehen.

Jede ausländische Organisation, die in einem der Länder der ehemaligen UdSSR aktiv wird, und das gilt für Russland in ganz besonderer Weise, steht vor einer großen Schwierigkeit:

den berüchtigten Entfernungen. Konzentriert sich eine Institution ausschließlich auf Moskau, wird man ihr im besten Fall skeptisch gegenüberstehen, im schlimmsten Fall steht sie bald im Ruf, eine Organisation zu sein, die nur einen kleinen Kreis enger Partner in der Hauptstadt bedient. Kathinka Dittrich van Weringh, die erste Leiterin des Goethe-Instituts in Moskau, erinnert sich noch gut, wie unbehaglich sie und ihre Kollegen sich anfangs im Gebäude der ehemaligen Botschaft der DDR am Lenin-Prospekt fühlten: Die Lage des Büros – außerhalb des Moskauer Zentrums und weitab von der Metro – war wenig geeignet, Publikum anzuziehen und Partner für die Zusammenarbeit zu gewinnen. Die Situation heute ist eine völlig andere: Das Netz der Goethe-Institute mit seinen 16 Lesesälen, 18 Sprachlernzentren, 59 Lehrmittelzentren, 8 Kultur-Kontaktstellen und Kulturgesellschaften ist in Russland von Kaliningrad bis Wladiwostok aktiv.

AUF LANGFRISTIGKEIT ANGELEGT

»Von allen ausländischen Kultureinrichtungen spürt man die Präsenz des Goethe-Instituts am stärksten«, ist Michail Gnedowski, Direktor des russischen Instituts für Kulturpolitik und Vorsitzender des European Museum Forum (EMF), überzeugt. »Seine Tätigkeit wird nicht nur in Moskau sichtbar, sondern auch in den Regionen, was für unser Land von wesentlicher Bedeutung ist.« Die Arbeit des Goethe-Instituts sei nicht nur thematisch vielfältig, sondern verfolge auch eine klare strategische Linie. »Es ist offensichtlich, dass das Institut nicht am lauten Eintages-Effekt, sondern an langfristigen, dauerhaften Resultaten interessiert ist. Ich bin immer wieder beeindruckt, wie sorgfältig das Goethe-Team die deutschen Fachleute für die russischen Projekte auswählt. Die Mitarbeiter sind offen für Zusammenarbeit und immer bereit, den russischen Kontext zu berücksichtigen. Kultureller Hochmut fehlt ihnen völlig und sie verbrüdernd sich auch nicht mit irgendwelchen gerade angesagten Cliques, sondern bewahren ihre Unabhängigkeit und schätzen die Entwicklungen in Russland unvoreingenommen ein.«

Für Johannes Ebert, Leiter des Goethe-Instituts Russland und der Region Osteuropa/Zentralasien steht die Kooperation im Vordergrund: »Uns kommt es vor allem darauf an, Projekte gemeinsam mit Partnern vor Ort zu entwickeln. Wir sind damit ein Teil der lokalen Kulturszene. Immer seltener befassen wir uns mit kurzfristigen Anfragen in der Art von: »Wir möchten gern diesen und jenen Künstler oder Wissenschaftler einladen, bitte zahlen Sie ihm den Flug.«

Fragt man Ebert nach den Gründen für die so erfolgreiche Verwurzelung des Goethe-Instituts, weist er auf das Erbe der sowjetischen Kulturpolitik hin: »In all diesen Ländern, insbesondere in Russland, der Ukraine und Belarus, finden Sie in den großen Städten auf dem Gebiet von Bildung und Kultur eine umfas-



WERKSTATTGESPRÄCH IM FILMUSEUM MOSKAU rechts Naum Kleimann, Museumsdirektor und Träger der Goethe-Medaille / Deutschkurs im Goethe-Institut Moskau

sende Infrastruktur. Natürlich befinden sich diese Strukturen seit Mitte der 90er-Jahre im Umbau, aber auch das ist wichtig für uns, weil wir bei der Umsetzung von Reformen beraten und unterstützen können. Außerdem gibt es in Russland eine lange Tradition des Deutschlernens und einen hohen Stellenwert der deutschen Sprache und Kultur. Zur Zeit lernen hier 2,3 Millionen Menschen Deutsch, in der Ukraine sind es knapp 800.000. Schließlich leben wir nicht weit voneinander entfernt, von Minsk nach Berlin sind es nur 950 Kilometer. Wir sind Nachbarn. Und das macht die Länder füreinander nah und offen.«

DEUTSCH WIRD IMMER WICHTIGER

Traditionell spielt die deutsche Sprache an Schulen und Universitäten in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion eine zentrale Rolle – bis heute, auch wenn Englisch unbestritten die wichtigste Fremdsprache geworden ist. Inzwischen erkennen aber viele junge Leute, dass Englisch allein nicht genügt. Nicht nur, weil sich die Wirtschaftsbeziehungen von Russland, der Ukraine und Belarus zu Deutschland verbessern, sondern auch, weil zehntausende junge Menschen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion in Deutschland studieren. Deutsch ist eine gute Wahl für jemanden, der seine Zukunft mit Europa verbindet. Die Zahlen sprechen für sich: 2010 hatten die Deutschkurse im Goethe-Institut Moskau 4.966 Kursteilnehmer, in St. Petersburg 2.123, in den 18 Sprachlernzentren in der russischen Provinz 6.049, in Kiew 3.938, in Minsk 1.501. Allein in Moskau haben seit der Gründung des Instituts 45.000 Menschen in den Kursen des Goethe-Instituts Deutsch gelernt.

Vor dem Hintergrund der Krise des russischen Bildungssystems gewinnen Fremdsprachen unter jungen Leuten eine große Anziehungskraft. »Die beste Bildung ist schnelles Internet und die Kenntnis mehrerer Fremdsprachen« – diese Feststellung des Journalisten Juri Saprykin, geäußert auf dem

Höhepunkt der Diskussionen über die russische Bildungsreform, könnte zum Wahlspruch der jungen russischen Städter werden. Ob nun zufällig oder nicht, Anfang März startete zur selben Zeit in den Metros von Moskau, St. Petersburg und Nowosibirsk die bunte, scharfsinnige Plakat-Kampagne des Goethe-Instituts »Utschi nemezki! Lern' Deutsch!«. Die Plakate mit Slogans wie »Doverjaj faktam!«, »Bud' v teme!« und »Otkroj novoe!« (Vertraue den Fakten! Sei auf dem Laufenden! Entdecke Neues!) zeigen, dass es im Russischen viele deutsche Wörter gibt und dass Englischkenntnisse helfen, Deutsch zu verstehen. Vielleicht ist diese Werbeaktion ein Einzelfall, aber sie zeigt hervorragend, wie das Goethe-Institut seine eigenen Programmvorgaben mit den Erwartungen des örtlichen Publikums zu verbinden weiß. »Wir ergänzen die lokalen Aktivitäten, gehen auf die Bedürfnisse unserer Partner ein und bringen wichtige Themen und europäische Aktualität in den Diskurs ein, aber unser Ziel ist dabei überhaupt nicht, an der Spitze des aktuellen Mainstream zu stehen«, sagt Johannes Ebert. »Es geht nicht darum, von außen etwas aufzudrängen. Wir unterstützen unsere jeweiligen Partner dabei, das System von innen zu verbessern. Häufig geht dies am besten mit Kulturprojekten.«

GROSSES INTERESSE AN KULTUR AUS DEUTSCHLAND

Olga Nikiforowa, stellvertretende künstlerische Leiterin des Wolkow-Theaters in Jaroslavl und Chefin zweier russischer Theater-Festivals, arbeitet seit mehr als zehn Jahren mit dem Goethe-Institut zusammen. 1998 war sie Dramaturgin am Schauspielhaus von Omsk, als ihr der damalige Leiter des Goethe-Instituts Moskau, Michael Kahn-Ackermann, die Leitung der Kultur-Kontaktstelle in Omsk anbot. Olga erinnert sich an die Anfänge ihrer Arbeit: »Damals fanden – eine Premiere für Omsk – Lesungen zeitgenössischer deutscher Theaterstücke

statt, in Nachtclubs legten DJs aus Berlin auf, es gab Aufführungen deutscher Theatergruppen. Vieles wurde zum ersten Mal nach Sibirien gebracht und dort gesehen und gehört. Die deutschen Kulturtage in Sibirien 1999 waren ein gesellschaftliches Ereignis, das noch heute in Erinnerung ist. Die Stücke von Sasha Waltz, Stummfilmvorführungen mit Live-Musik, Ausstellungen, Buchmessen, Museumsprojekte und vieles andere lösten ein riesiges Interesse an deutscher Kultur aus. Die kulturelle Provokation verändert und bereichert die russische Kulturlandschaft.« Ich vermute, das Wort »Provokation« bringt die Mitarbeiter des Goethe-Instituts in Verlegenheit. Sie sagen vielleicht lieber »Innovation«. Die sich ständig verändernde kulturelle und politische Situation in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion lässt ihnen auch gar keine andere Wahl: Wer hier arbeiten will, muss innovativ sein.

In den neunziger Jahren eröffnete das Goethe-Institut in Donezk seinen Lesesaal in einem Gebäude, das früher ein dem Zweiten Weltkrieg gewidmetes Diorama beherbergte – eine wunderbare Metapher für die Veränderungen, die das Goethe-Institut bewirkt.

Übersetzt aus dem Russischen von Sabine Grebing

► WWW.GOETHE.DE/RUSSLAND



Michail Kaluschski ist Journalist, Drehbuchautor und Theaterregisseur. Er publiziert in zahlreichen russischen Zeitungen und Blogs. 2001 bis 2004 leitete er IREX Russland, eine Initiative für unabhängige Medien.

DIE GOETHE-INSTITUTE IN OSTEUROPA UND ZENTRALASIEN

1991 – vor genau 20 Jahren – löste sich die Sowjetunion in eine Vielzahl von einzelnen Nationalstaaten auf. Heute umfasst die Region Osteuropa/Zentralasien des Goethe-Instituts die Länder Russland, Ukraine und Belarus im Westen, Georgien, Aserbajdschan und Armenien im Südkaukasus sowie Kasachstan, Kirgisistan, Usbekistan, Turkmenistan und Tadschikistan in Zentralasien. Hier leben etwa 275 Millionen Menschen. Die Ukraine ist flächenmäßig das größte Land Europas und hat 47 Millionen Einwohner; Russland ist in Bezug auf die Fläche das größte Land der Welt und hat 142 Millionen Einwohner. Mehrere dieser Länder verbinden Außengrenzen mit der Europäischen Union.

Trotz der historischen Katastrophe des von Deutschland ausgehenden Zweiten Weltkriegs genießt die Bundesrepublik allgemein hohes Ansehen. Die Verbindungen in den Bereichen Wirtschaft, Politik, Bildung und Kultur sind teilweise eng und vertrauensvoll. Über 4,1 Millionen Menschen – fast ein Drittel aller Deutschlerner weltweit – lernen hier die deutsche Sprache. Trotz einer in den letzten Jahren leicht rückläufigen Tendenz gilt Deutsch auch aufgrund der geografischen Nähe und der vielfältigen Beziehungen als wichtiges Kommunikationsinstrument und Bildungsgut.

Das gemeinsame historische Erbe verbindet und trennt die Gesellschaften der Region gleichermaßen. Die russische Sprache ist weiterhin eine Lingua franca, auch wenn

sie in einzelnen Ländern auf dem Rückzug ist. Die Herausbildung der Nationalstaaten und der Umgang mit der Vergangenheit in einem totalitären sozialistischen System stellen Herausforderungen dar, die in komplexe gesellschaftliche Diskurse, nicht selten auch in Konflikte münden. Ein Erbe der Sowjetunion ist die hervorragende Infrastruktur im Kultur- und Bildungsbereich. Selbst mittelgroße Städte verfügen über Bibliotheken, Universitäten, Verlage, Theater, Museen, die sich in einem Modernisierungs- und Aufbauprozess befinden, der zahlreiche Ansatzpunkte für die Arbeit des Goethe-Instituts bietet. In einigen Ländern der Region hat die Entwicklung der Zivilgesellschaft als pluralistisches Fundament einer offenen Gesellschaft Fortschritte gemacht, in anderen steht sie vor erheblichen Herausforderungen. Es gibt zahlreiche Initiativen und neue Strukturen, die die gesellschaftliche Relevanz zeitgenössischer Kultur gerade in dieser Lage verdeutlichen.

In einer Situation der Veränderung und angestrebten Modernisierung in dieser für Europa so nahen und wichtigen Region sind die Goethe-Institute in Minsk, Kiew, Moskau, St. Petersburg und Nowosibirsk, Tbilissi, Almaty und Taschkent gefragte und respektierte Partner der örtlichen Kultur- und Bildungsinstitutionen und -initiativen. In den riesigen Flächenländern der Region stützen sie sich dabei auf verlässliche Partner und ein ausgedehntes Geflecht aus derzeit 167 Sprachlernzentren, Lesesälen, Lehrmittelzentren, Kultur-Kontaktstellen und Kulturgesellschaften: das Netz des Goethe-Instituts in Osteuropa und Zentralasien.

JOHANNES EBERT

Leiter der Region Osteuropa/Zentralasien



»KUNST IST UNIVERSELL«

EIN GESPRÄCH MIT PASCALE MARTHINE TAYOU ÜBER DIE ZUKUNFT DER DEUTSCH-AFRIKANISCHEN KULTURBEZIEHUNGEN

Das Werk des international renommierten Künstlers Pascale Marthine Tayou umfasst Zeichnungen, Skulpturen, Installationen, Videos und Performances. Mit »Colonial Erection«, einer Installation aus Flaggen der afrikanischen Union, die im vergangenen Jahr die Besucher der Ausstellung »Who Knows Tomorrow« in der Berliner Nationalgalerie empfing, spricht Tayou ein zentrales Thema seiner Arbeit an: die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen im postkolonialen Afrika.

Die Zusammenarbeit zwischen Tayou und den Goethe-Instituten in Afrika begann in Yaoundé in den 90er-Jahren mit Diskussionen um die Abwendung von einer akademischen Ausbildung nach französischem Vorbild und einer Neubewertung des Individuellen, Spontanen, Kreativen, Autonomen, die in einer Gruppe junger Kameruner Künstler und Künstlerinnen geführt wurden. Malerei schien nicht das adäquate Ausdrucksmittel dieser jungen Generation afrikanischer Nachwuchskünstler zu sein. Stattdessen beschäftigten sie sich mit Installationen, Collagen, Assemblagen und fanden eine große Nähe zum Dadaismus, der mit seiner Forderung nach der Umwandlung der Werte den Nerv der jungen Nachwuchskünstler traf. Als dann der Neo-Dadaist Timm Ulrichs 1994 nach Kamerun kam, war dies so etwas wie eine Initialzündung für die jungen Kameruner Künstler, die begannen, ihre Kunst und ihr Leben als Einheit zu verstehen. Experimentelle Formen wurden entdeckt. Vor allem die Gruppe um die Künstler Tayou, Hélène Beleck, Rigobert Eshu, die mit »LooOoBhY« ein DADA-Theater entwickelten, das mit den Konventionen des Theaters brach und erstmals interdisziplinär arbeitete, beschritt hier Neuland. Über die Jahre entwickelten sich in enger Zusammenarbeit mit den Goethe-Instituten in Afrika immer wieder neue Überlegungen darüber, was zeitgenössische Kunst in Afrika sein kann und wie diese Kunst im Kollektiv entwickelt und präsentiert werden kann.

Irene Bark: *Im Kontext der Globalisierung gehen die Künste auf Reisen und spielen immer weniger eine Rolle als Eigentum einer nationalen Kultur. Gleichzeitig besteht das Bedürfnis, sich in einer eigenen Kultur wiederzuerkennen. Wie nehmen Sie das Spannungsfeld eines grenzüberschreitenden, kulturellen Raumes wahr?*

Pascale Marthine Tayou: In der Kultur gibt es keine Grenzen, genauso wie der Himmel eine undefinierbare Größe ist. Jemand hat einmal gesagt, meine Kultur sei das, was bestehen bleibt, wenn man alles vergessen hat. Ich begreife Kultur als eine Art Zusammenspiel und Mischung verschiedenster Aromen und Geschmäcker, wie sie zum Beispiel die Gerichte eines Menüs in einem der Restaurants gegenüber bergen.

Die kulturelle Zusammenarbeit stellt uns vor die Herausforderung, Selbst- und Fremdbilder im Medium der Kunst und Kultur besser zugänglich zu machen und immer wieder neu aufeinander

der zu beziehen. Wie meistert man als Künstler den Balanceakt zwischen Wahrnehmung des Eigenen im Anderen und Wahrung einer kulturellen Identität?

Je nachdem, in welchem Kontext man sich befindet, verschieben sich die Grenzen. Für mich ist das, was uns Menschen untereinander verbindet, eine nicht definierbare, aber universell spürbare Variable. Wenn man beispielsweise ein Taxi zum Goethe-Institut Kamerun in Yaoundé nimmt, ist es, als ob man in ein Flugzeug mit Zielflughafen München, Berlin oder Bonn steigt ... mit dem Unterschied, dass man die Landesgrenzen Kameruns überhaupt nicht verlässt. Diplomatische Regeln sind zugleich kulturelle Regeln und sie tragen zur Annäherung und Vermischung von Sitten und Mentalitäten durch die kulturelle Zusammenarbeit bei – in politisch korrekter Verpackung. Das Goethe-Institut bildet, wie etwa das französische, schweizerische oder amerikanische Kulturzentrum, eine Art Komfortzone, eine Art Vorzimmer zwischen mir und dir, zwischen uns und den anderen. Es ist der Raum einer Begegnung zwischen dem, was ich bin und was der andere ist. Es ist die Wegkreuzung, wo sich das, was ich nicht bin, mit dem kreuzt, was ich verstehen will. Das sind Orte, wo man lernt, das Unbekannte besser kennenzulernen und zu verstehen und wo man lernt, voranzukommen auf der Brücke, auf der sich die Fremden von hier und dort begegnen.

Das Bild einer Kultur, das wir nach Außen hin präsentieren, ist nicht statisch, sondern es erfindet sich stets neu. Dabei nehmen die Partner des Dialogs zwischen den Kulturen die Rolle von kulturellen Mittlern ein. Inwiefern ist die Kunst eine Brücke zwischen zwei Kulturen?

Künstlerische Arbeit bedeutet den Versuch, einen Teil des eigenen Paradieses in die Hölle des Anderen zu tragen. Kunst ist universell, sie bringt etwas grundlegend Gemeinsames zum Ausdruck. Eine Brücke der Identitäten zu errichten bedeutet gleichzeitig, den Kulturmittlern zu helfen, den guten Sinn in unseren eigenen boshafte Gefühlen und Instinkten aufzuspüren.

Wo sehen Sie in der Zukunft die kulturelle Beziehung zwischen Deutschland und Kamerun?

Im Blick auf die Zukunft müssen wir auch – und zwar weder mit Angst noch mit Scham – über unsere gemeinsame Vergangenheit sprechen. Denn uns verbindet eine koloniale Beziehung, die nicht ignoriert werden kann. In der Zukunft werden wir unsere Beziehungen als Beziehungen der Neugierde und der Integration zwischen unseren Völkern entwickeln und wir werden fortsetzen, sie zu kultivieren, und dies auf den Gebieten der Kultur, Wirtschaft und Politik – im Sinne einer Beziehung, eines Beziehungsgefüges. Denn wir sind dazu angehalten, zusammenzuleben, an welchem geografischen Ort auch immer unser Zuhause ist.



»TAYOUKEN PISS«, Pascale Marthine Tayou, 2007



Inwiefern kann die Brücke von Edéa in Kamerun, ein Bau aus der deutschen Kolonialzeit, einen Impuls für die künstlerischen Projekte bilden, die wir gemeinsam mit Ihnen und weiteren kamerunischen Künstlern, dem Kunstzentrum Doualart und der Gemeinde von Edéa entwickeln?

Das Kunstprojekt »Kulturbrücke« ist eine sehr schöne Gelegenheit, um sich unserer Unterschiede deutlicher bewusst zu werden. Die Momente der Begegnung, die um die Brücke von Edéa in ihrer Bedeutung als koloniales Erbe geschaffen werden, können unseren beiden Völkern dabei helfen, dunkle Kapitel der Vergangenheit zu erhellen und Wege des Aufeinanderzugehens zu entdecken. Dieses Projekt muss dazu beitragen zu erkennen: Die Quintessenz dessen, was unsere Kulturen verbergen, muss unser aller Einsatz und Beitrag für einen gemeinsamen universellen Kulturschatz* bilden. Deshalb ist die »Kulturbrücke« ein notwendiges, historisches und zugleich absolut zeitgemäßes Projekt! (*Tayou verwendet den Begriff »cagnotte«, wörtlich übersetzt »Sparbüchse«.)

Was ist Ihrer Meinung nach die Rolle eines nationalen Kulturinstituts im Ausland? Was soll es machen? Was sollte es nicht machen?

Ein nationales Kulturinstitut übernimmt a priori eine Rolle der Vermittlung. Es ist ein Ort der Begegnung, des Gebens und des Nehmens. Wie ich bereits erwähnt habe, ist Kultur das, was ich in einem Menü an Speisen bevorzuge. Außerdem bin ich der Überzeugung, dass jedes Land, jede Provinz, jede Stadt, jedes Viertel, jede Familie und jedes Individuum ein eigenes kulturelles Zentrum haben sollte.

Wie würden Sie Ihre Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut beschreiben?

Den ersten Kontakt bildete eine zufällige Begegnung. Ich machte Bekanntschaft mit den Verantwortlichen des Goethe-Instituts, als es seinen Sitz noch in der Avenue Kennedy in Yaoundé hatte. Ich ging durch die Tür, als handle es sich um ein beliebiges Restaurant im Zentrum der Stadt. Die erste Begegnung würde ich als eher unglücklich beschreiben. Erst sehr viel später, mit der Ankunft des neuen Institutsleiters Peter Anders, haben einige meiner Freunde wie zum Beispiel Hélène Beleck, Rigobert Eshu, Richard Pipa, Alex Bijocka und ich begonnen, mit dem Goethe-Institut zusammenzuarbeiten. Wir haben gemeinsam faszinierende Momente erlebt – zwischen experimentellen Ausstellungen, Aufbau und Gestaltung von Bühnentechnik und Bühnenbild. Das war eine schöne Zeit – so habe ich die Philosophie des Goethe-Instituts kennengelernt, als Instrument der Begegnung, der Verteidigung kultureller Werte und des Teilens.

Welche Rolle hat der interkulturelle Dialog in Ihrer Karriere als Künstler gespielt?

Der interkulturelle Dialog? Meinen Sie damit die Begegnung zwischen Menschen? Ich bin kein großer Anhänger dieser Formel, sie ist abgenutzt. Die Tatsache, dass Sie mich gerade interviewen, ist ja bereits eine schöne Sache. Genauso verhält es sich, wenn ich mir ein Gebäck bei der Verkäuferin unten an der Straße kaufe oder wenn ich meine Schuhsohlen beim Schuhmacher reparieren lasse. Lassen mich diese täglichen Spaziergänge und Begegnungen wachsen? Ich würde sagen, ja. Es gibt

»LooOoBhY« Installation von Pascale Marthine Tayou im Projektraum GoetheonMain, Johannesburg



ein französisches Sprichwort, das besagt: Ein rollender Stein setzt kein Moos an. Ich hingegen setze gerade, weil ich beständig in Bewegung bin, Moos an, das heißt, ich sammle viele Eindrücke und Erfahrungen. (Anmerkung: Im Französischen handelt es sich hierbei um ein Wortspiel: »Pierre que roule n'amasse pas mousse.« – »Pascale qui roule amasse mousse.«)

Welche Rolle sollte ein Künstler für sein Land, seine Region und seine Nation spielen?

Zunächst müsste man den Begriff Künstler definieren, der je nach Umfeld und Milieu etwas anderes bedeuten kann, sowie seine Rolle klären, die er in seiner jeweiligen Umwelt spielt. Meiner Ansicht nach handelt es sich zunächst um eine Rolle der Zugehörigkeit. Künstler oder nicht, man ist ein Teil einer Gesellschaft. Unabhängig davon, wer und was man ist, ich denke, dass die Aktion als solche die gute Sache ist, insbesondere wenn man auf der Straße gelebt hat und dort aufgewachsen ist.

Sehen Sie sich selbst eher als Afrikaner, Kameruner oder Weltbürger?

Ich bin Afrikaner, ich bin Kameruner und ich bin Weltbürger.

Wird Afrika eine Union werden? Wie sehen Sie die Zukunft Afrikas als Künstler?

Was heißt das, vereinigt zu sein? Diese Frage stelle ich mir nicht. Diese Frage können sich andere stellen, meine Arbeit gibt Antworten und wirft weitere Fragen auf ... Ich selbst mache meine Arbeit nicht, um zu beweisen, dass ich Afrikaner bin oder dass ich eine afrikanische Vision habe. Ich, ich bin Tayou.

Das Goethe-Institut Kamerun feiert seinen 50. Geburtstag. Hat es das kulturelle Leben in Kamerun beeinflusst?

Das Goethe-Institut hat etwas in mir gesehen und daraufhin entschieden, mir zu helfen, bestimmte Aspekte meines künstlerischen Schaffens zu entwickeln. Das hat mir ermöglicht, weitere Bereiche jenseits meiner eigenen Grenzen zu entdecken – und das im Rahmen einer Beziehung, die von Respekt und Gewogenheit geprägt ist.

Warum lernen Ihrer Meinung nach so viele Kameruner die deutsche Sprache?

Es gibt hierfür mehrere Gründe, die auf der Hand liegen. Alle jungen Kameruner lernen Deutsch, weil sie ihr Studium gerne in Deutschland fortführen wollen. Das macht schon einmal 80 Prozent aus. Andere wiederum lernen Deutsch, weil Deutsch einfach eine schöne Sprache ist. Vergessen Sie nicht, dass Deutsch, neben Spanisch und Englisch, eine zweite Fremdsprache ist, die in unseren weiterführenden Schulen und den Universitäten gelehrt wird.

Wollten Sie schon einmal Deutsch lernen?

Nein ... aber sehen Sie, ich hätte dieses Interview gerne mit Ihnen auf Deutsch gemacht.

▷ WWW.GOETHE.DE/KAMERUN

Pascale Marthine Tayou, geboren 1967 in Yaoundé, lebt heute in Brüssel und Douala, der größten Stadt Kameruns. Bevor er sich der Kunst zuwandte, studierte er Jura. Einzelausstellungen seiner Arbeiten wurden in zahlreichen europäischen Ländern, in Kamerun und New York gezeigt. Tayou war Teilnehmer vieler Gruppenausstellungen, darunter die documenta 11 sowie die Biennalen in Venedig, Havanna, Istanbul und São Paulo.



Nach ihrem Studium der Philosophie und Literatur promovierte **Irene Bark** über Philosophie, Literatur und Naturwissenschaft der Deutschen Romantik und war als Lektorin in verschiedenen deutschen Verlagshäusern tätig. 2003 übernahm sie die Leitung der Informations- und Bibliotheksarbeit des Goethe-Instituts in Côte d'Ivoire, 2005 die Leitung der Abteilung Information und Bibliothek des Goethe-Instituts im Libanon. Seit 2009 ist Irene Bark Leiterin des Goethe-Instituts in Kamerun.



»LooOoBhY« Installation von Pascale Marthine Tayou im Projektraum GoetheonMain, Johannesburg

Over the past few years, the Goethe Institute in Johannesburg has firmly established itself as a major partner in the landscape of cultural institutions in our City and in the Continent. It now aspires to become a mobilizing network, a creative mediator and facilitator for intra-African and Germano-African cultural, intellectual and artistic dialogue.

Achille Mbembe, Professor für Geschichte und Politik an der Witwatersrand-Universität in Johannesburg

GOETHE-INSTITUTE IN SUBSAHARA-AFRIKA

Rund 50 Jahre ist es her, dass die meisten Länder Subsahara-Afrikas sich von ihrer Kolonialherrschaft befreien und neue, hoffnungsvolle Staaten gründen konnten. Das war auch der Zeitpunkt, zu dem die ersten Goethe-Institute in der Region entstanden. Die Institute in Yaoundé, Lomé und Accra feiern in diesem Jahr ihr 50-jähriges Jubiläum, das Institut in Nairobi folgt im kommenden Jahr. Der interkulturelle Dialog zwischen Deutschland und den afrikanischen Ländern wird seither auf Augenhöhe geführt. Das Netzwerk dehnte sich aus, passte sich den Höhen und Tiefen der jeweiligen Länder an, die ihren Weg in die Freiheit nicht immer fanden, und bildet heute – mit Johannesburg als regionalem Koordinationspunkt – mit 22 Präsenzformen in 19 Ländern eine starke Basis.

Während zunächst der Prozess der Dekolonialisierung den inhaltlichen Schwerpunkt der Kooperationsprojekte bildete, so stehen heute ganz andere Themen im Fokus. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts nimmt Afrika im globalen Gerangel um Macht und Einfluss eine neue Position ein. Als ein Kontinent, der die europäische Kolonialherrschaft und seine Befreiung von ihr durchlitten und erkämpft und den oft steinig Weg der Identitätsfindung begonnen hat, ist er jetzt an einem Punkt angelangt, an dem er sich global orientieren muss, um sich zu behaupten. Die Gründung der African Union, die Entstehung subregionaler

Wirtschaftsvereinigungen und die stärkere Beteiligung an globalen Fragen wie Klima und Sicherheit zeigen, dass dieser Prozess begonnen hat und trotz vereinzelter »Rückschläge« weiter voranschreiten wird. Afrikas Bodenschätze und sein potenzieller Markt machen den Kontinent nicht nur für China, Indien und Brasilien interessant. Der Gefahr der erneuten Kolonialisierung, des Ausverkaufs Afrikas kann nur ein selbstbewusster Kontinent entgegenwirken, der auf eigenen Füßen steht. Diesen Prozess voranzubringen ist die Aufgabe der kreativen Köpfe Afrikas, die Aufgabe der Künstlerinnen und Künstler, die mit ihrer Arbeit und individuellen Ästhetik eigenen Ausdrucksformen folgen, sich meist als »Global Player« begreifen und in ihren Arbeiten soziale, ökonomische und identitätsstiftende Themen aufgreifen.

Afrika ist dabei, sich in der Welt neu zu positionieren und diese Entwicklung wollen wir begleiten und unterstützen – mit unserem Netzwerk, mit der Förderung des innerafrikanischen Dialogs und der Unterstützung bei der Weiterentwicklung von kulturellem Know-how, vor allem im nicht-staatlichen Bildungssektor. All diese Aktivitäten wurden erst durch die »Aktion Afrika« möglich, und wir hoffen, dass sie auch in den nächsten 50 Jahren einen fruchtbaren deutsch-afrikanischen Austausch auf Augenhöhe garantieren.

KATHARINA VON RUCKTESCHELL-KATTE

Leiterin der Region Subsahara-Afrika

WAHLVERWANDTSCHAFTEN

DAS BESUCHERPROGRAMM DES GOETHE-INSTITUTS

Das Besucherprogramm des Goethe-Instituts konzipiert Informationsreisen für jährlich mehr als 1.000 Gäste aus aller Welt. Journalisten, Künstler, Kulturschaffende, Politiker, Vertreter des Bildungssektors und andere Experten nehmen diese Möglichkeit wahr, um sich ein eigenes Bild von Deutschland zu machen und Kontakte zu deutschen Kollegen zu knüpfen. Als Anerkennung für das Engagement und die häufig langjährige Zusammenarbeit hat das Goethe-Institut stellvertretend für seine ausländischen Partner 14 Gäste aus unterschiedlichen Regionen der Welt zur Jubiläumsfeier nach Berlin eingeladen. Sieben von ihnen berichten hier über ihre besondere Verbindung zum Goethe-Institut und zu Deutschland.

GESTEN DER FREIHEIT

BEATRIZ SARLO ERINNERT AN DIE SOLIDARITÄT DES GOETHE-INSTITUTS MIT DEN GEGNERN DER MILITÄRDIKTATUR IN ARGENTINIEN UND CHILE

Welche Erlebnisse ich mit dem Goethe-Institut verbinde? Die großartigen Tagungen über Adorno und Walter Benjamin, ein Seminar von Osvaldo Guariglia über die »Phänomenologie des Geistes«, die Konzerte zeitgenössischer Musik, die szenischen Lesungen, in denen deutsche und argentinische Autoren und Regisseure zusammenarbeiteten, ein Video von »Kraftwerk« vor langer Zeit, Gerardo Gandini am Flügel des Veranstaltungssaals, der Dreh einer Filmszene, in der ich mitspielte, die Bibliothek und die Mediathek, meine Deutschlehrer. Ich könnte noch vieles mehr aufzählen, denn über Jahrzehnte hat mich das Goethe-Institut begleitet, genauso wie ich ihm stets gefolgt bin.

Doch ich wurde gebeten, ein besonderes Ereignis auszuwählen. Das war im Jahr 1978: Militärdiktatur in einem Land, das sprachlos und von Blut und Angst überschattet war. In dieser Zeit veröffentlichte ich eine unbedeutende Zeitschrift, die nur eine sehr kleine Leserschaft hatte, vielleicht hundert oder zweihundert Personen. Unser Anspruch war, weiterhin frei denken zu können und dafür zu sorgen, dass die Argentinier (oder besser gesagt, eine Gruppe von Intellektuellen) den Kontakt zum Weltgeschehen nicht vollkommen verlieren. Im Juni desselben Jahres organisierte das Goethe-Institut eine Filmreihe mit sieben Fassbinder-Filmen, darunter zwei Premieren. Jeden Nachmittag stand eine lange, schweigsame Menschenschlange vor den Glastüren, die sich bis auf die Straße erstreckte und auf die Filmvorführungen wartete. Es war eine geheime Geste der Freiheit, dort zu sein und die Filme des provokativsten aller deutschen Filmemacher zu sehen. In meiner Zeitschrift habe ich damals einen Artikel über Fassbinder geschrieben. Seitdem empfinde ich das Goethe-Institut als einen Ort der Freundschaft. Als mein Zuhause.

Fast zehn Jahre später war in Argentinien die Demokratie zurückgekehrt, aber in Chile regierte immer noch Pinochet. Und ich erinnere mich an eine gleichermaßen angespannte und bewegende Veranstaltung im Goethe-Institut von Santiago. Es schien eine im Untergrund organisierte Performance zu sein, die Situation war zweifellos immer noch gefährlich. Alle Zuschauer kamen einzeln und glitten schweigend in den Veranstaltungssaal. Zwanzig Dichter lasen ihre Texte auf der kaum erkennbaren Bühne unter einem gedämpften Licht. Alles bebte wie eine Herausforderung. Das erinnerte mich an 1978.



Beatriz Sarlo, geboren 1942 in Buenos Aires, ist Professorin für Kulturgeschichte an der Universität Buenos Aires. Sie schreibt für argentinische Zeitungen wie »La Nación«, »Clarín« und »Página 12«.

WELLENREITER

TONY MCGREGOR ÜBER DEN EINFLUSS DER DEUTSCHEN HÖRFUNK-AVANTGARDE IN AUSTRALIEN

Meine Erfahrungen mit dem Goethe-Institut, meinen Zugang zur zeitgenössischen Kultur in Deutschland, verdanke ich dem Radio. Mitte der 80er-Jahre arbeitete ich mit einer kleinen Gruppe von Autoren, Regisseuren und Produzenten bei der Australian Broadcasting Corporation (ABC) daran, abenteuerlustige Spielarten von Radiosendungen zu schaffen – radiophone Features, akustische Kunst, Klangperformances. Daraus entwickelte sich schließlich der »Listening Room« als Produzent und Sender akustischer Kunst sowie klangreicher und stark performativ geprägter Radiofeatures und -dokumentationen.

Der Kopf unserer Gruppe war Andrew McLennan. Das Goethe-Institut hatte ihm eine Reise nach Deutschland ermöglicht, wo er die Pioniere des neuen Hörspiels und der akustischen Kunst kennenlernte. So erfuhren wir zum ersten Mal von Ferdinand Kriwet, vom wunderbaren Gerhard Rühm und vielen anderen. Und wieder war es das Goethe-Institut in Sydney, das uns mit zwei der Schlüsselfiguren der internationalen Szene im Bereich Radiofeatures und akustische Kunst bekannt machte: mit Peter Leonhard Braun (damals Leiter der Feature-Abteilung beim SFB und heute weithin als »Papst« des modernen Features bekannt) und mit Klaus Schöning, dem Gründer des Studios Akustische Kunst beim WDR in Köln. Der Einfluss, den Leo Braun auf mich und zahlreiche meiner Kollegen ausübte, war enorm: Seine Ideen und Ansätze prägen bis heute unsere Radiopraxis. Braun ist mittlerweile über 80 Jahre alt und noch immer ein guter Freund. Ich erinnere mich auch noch gut daran, wie Klaus Schöning an einem glühend heißen Sommertag in schwarzen Lederjeans in Melbourne auftauchte. Er muss wie verrückt geschwitzt haben, passte

aber haargenau zu meiner Vorstellung von einem deutschen Künstler! Blättere ich durch unser Archiv, finden sich Dutzende von Künstlern, deren Werk auf die eine oder andere Weise vom Goethe-Institut gefördert und von uns gesendet wurde. Hinzu kommen die Großprojekte, bei denen ABC und das Goethe-Institut als Koproduzenten zusammenarbeiten – jüngstes Beispiel sind die »Berlin Dayz« im vergangenen Jahr.

Für mich ist aus dieser Zusammenarbeit eine Herzensangelegenheit geworden, denn durch meine Begegnungen mit dem deutschen Radio bin ich immer tiefer in die deutsche Kultur eingetaucht. Ich habe in Graz und in München gearbeitet, habe Deutsch gelernt, ein Opern-Libretto über die merkwürdigen Querverbindungen zwischen Gerhard Richter und Ulrike Meinhof geschrieben (eine Kammeroperntextversion dieses Librettos wurde 2010 beim Melbourne International Arts Festival aufgeführt) und vieles mehr. Ob beruflich oder persönlich, die Verbindung zu Deutschland und zum Goethe-Institut hat mich ungemein bereichert, und ich freue mich darauf, diese Zusammenarbeit in Zukunft fortzusetzen.



Tony MacGregor, geboren 1956, ist seit 1984 Chefredakteur Kultur für den australischen Radiosender ABC Radio National in Sydney. Er kreierte Performances sowie Installationen für Museen und Festivals in Australien, Deutschland, Österreich und Großbritannien.

DIE SPRACHE DER TÖNE

SNG-KN KIM INSZENIERTE DAS ERSTE MUSIKTHEATERSTÜCK VON HANS WERNER HENZE IN KOREA

1996 lud mich das Goethe-Institut in Seoul zum ersten Mal zu einer Zusammenarbeit ein. Es ging um die Aufführung des Musiktheaterstücks »El Cimarrón« von Hans Werner Henze. Ich studierte damals noch Musik in Seoul und Berlin und hatte keinerlei Erfahrung bei der Organisation von Konzerten. Ein koreanisches Sprichwort sagt »Unwissenheit macht mutig«, und ich war damals sehr mutig ... Über die für das Stück benötigte Zahl der Perkussionsinstrumente machte ich mir zunächst überhaupt keine Gedanken. Als die Proben angingen, wurde mir allerdings bald bewusst, dass ich vor einem kaum lösbaren Problem stand: Henze hatte vorgesehen, auf der gesamten Bühne Schlaginstrumente zu verteilen. Sie alle aus dem Ausland liefern zu lassen, erschien mir genauso aussichtslos, wie sie in Korea aufzutreiben. Schließlich schaffte ich es nur wenige Tage vor dem Konzert doch noch, alle Instrumente zu organisieren, und »El Cimarrón« wurde ein zauberhafter Musikabend – und ich habe wunderbare Erinnerungen an meine erste Arbeit als Produzent. Was mich besonders beeindruckte, war, dass das Goethe-Institut

damals nicht nur die Reisekosten der deutschen Musiker nach Korea übernahm, sondern auch die der Musiker aus Kanada, Rumänien und anderen Ländern. Außerdem lernte ich eine Menge über die Zusammenarbeit von Institutionen und »globale Standards«.

Seit der koreanischen Premiere von Henzes Musiktheater realisiere ich gemeinsam mit dem Goethe-Institut ein bis zwei Musikprogramme im Jahr und wünsche mir, noch viele musikalische Ideen mit anderen asiatischen Ländern zu teilen, denn ich bin überzeugt, dass wir über die Musik eins sein können.



Der Komponist **Sng-Kn Kim**, geboren 1967, lebt in Seoul. Er ist Professor für koreanische Musik an der Seoul National University sowie Mitbegründer und Geschäftsführer des Tongyeong International Music Festival (TIMF), eines der bedeutendsten Festivals für klassische Musik in Asien.

»BITTE KEINE HELVETISMEN«

AM GOETHE-INSTITUT IN DAKAR LERNT Koyo Kouoh, WIE ENG SPRACHE UND KULTUR VERBUNDEN SIND

Vor fünfzehn Jahren verließ ich die Schweiz und ging in den Senegal, um in Dakar einen Raum zum Wohnen und Arbeiten für Künstler aus Afrika einzurichten. Nachdem meine Pläne kläglich scheiterten, nahm ich all meinen Mut zusammen und stellte mich bei Berthold Franke, dem damaligen Leiter des Goethe-Instituts, vor. Ich hatte gehört, dass das Goethe-Institut händeringend nach Lehrern suchte, und wusste schon, dass die Bezahlung nicht besonders gut war (nur knapp 7 € pro Unterrichtsstunde). Ich erklärte ihm, dass ich in der Schweiz Deutsch gelernt hatte und auf der dringenden Suche nach einem Job war. Zu meiner Überraschung ging Berthold Franke sofort auf meinen Vorschlag ein und gab mir eine Chance. Überglücklich stand ich bald vor meinen ersten beiden Klassen – allesamt komplette Anfänger, die kein einziges Wort Deutsch sprachen. Je mehr meine Schüler lernten und je tiefer wir gemeinsam in die komplexe Welt des Deutschen eindringen, desto klarer wurde mir, dass wir die Grenzen des Deutschen im engeren Sinne – das heißt, so wie es in Deutschland selbst gesprochen wird und worauf sich die Lehrbücher fast ausschließlich beschränken – verlassen mussten. Ich wollte meinen Schülern auch die Varianten der deutschen Sprache, wie sie in der Schweiz und Österreich gesprochen werden, beibringen und so ihren Horizont erweitern.

Eines Tages besuchte Herr Franke, wie am Institut üblich, meinen Unterricht, um meine Fähigkeiten als frisch gebackene Lehrerin zu überprüfen. Als ich meine Schüler mit den auf »-ieren« endenden Verben bekannt machte und dabei die

schweizerische Variante »parkieren« neben das standarddeutsche »parken« stellte, konnte Herr Franke nicht an sich halten und rief von seinem Platz hinten im Klassenzimmer: »Koyo, bitte keine Helvetismen!« Worauf ich ihm ganz gelassen entgegnete: »Helvetismen sind Teil des Deutschen als globale Sprache.« Dieser Zwischenfall war für mich in mehr als einer Hinsicht lehrreich: Zum einen zeigte er mir, wie wichtig es ist, dass man als Lehrende darauf achtet, Wissen in seiner ganzen Vielfalt und Bandbreite zu vermitteln; zum anderen wurde mir bewusst, wie eng die Verbindung ist, die man als Lernender zu einer Sprache und dem dazugehörigen kulturellen Hintergrund entwickelt.

Für die Erfahrungen, die ich damals in Dakar machen durfte, bin ich noch immer sehr dankbar. Heute arbeite ich als Kulturproduzentin und Ausstellungsmacherin, trotzdem werden mich die wertvollen Erfahrungen aus meiner Zeit am Goethe-Institut mein Leben lang begleiten.



Koyo Kouoh, geboren 1967, lebt als Kuratorin und Produzentin in Dakar. Sie ist Gründerin und Direktorin der »Raw Material Company«, eines mobilen Ausstellungsraums für Kunstpraktiken. Als Expertin für Fotografie, Video und öffentliche

Installationen kuratierte Kouoh in Brasilien, der Schweiz, Österreich, Deutschland, im Senegal und in den USA.

NO-ORDER-KUNST

ANOLI PERERA ERZÄHLT, WIE DAS GOETHE-INSTITUT DER ZEITGENÖSSISCHEN KUNST IN SRI LANKA DEN WEG BEREITETE

Mitte bis Ende der 90er-Jahre erholte sich Sri Lanka langsam von der politischen Situation der 80er- und frühen 90er-Jahre, die überschattet war von Gewalt im Süden des Landes und von anhaltenden bewaffneten Konflikten im Norden. Ich gehörte damals zu einer Gruppe von Künstlern, die auf der Suche nach einem ästhetischen Vokabular und einer ideologischen Basis war, mit der sie auf die aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen reagieren konnte. Die neuen Künste, die wir entwickelten, forderten die bis dahin etablierte Kunst auf jede nur denkbare Weise heraus: Auf dem Programm standen eine neue Materialität, eine neue Methodik und neue Themen. Unsere Kunst wollte nicht mehr schön sein, und wegen ihres experimentellen Charakters war sie nicht vorhersehbar und nicht vertraut. Unsere Kunst (heute allgemein bezeichnet als 90er-Jahre-Trend) hatte es damals sehr schwer, Unterstützer zu finden. Es gab weder geeignete Orte, an denen Kunst ausgestellt wurde, noch Galerien, die sie förderten. In dieser Situation waren es das Goethe-Institut und andere internationale Kulturmittlerorganisationen, die uns die Kraft zu neuen Ideen und Experimenten gaben.

Unter der Leitung von Ulrich Everding unterstützte das Goethe-Institut Ausstellungen lokaler Künstler und veranstaltete Konferenzen zu Themen wie »Buddhismus und Christentum: Interaktionen zwischen Ost und West«. Unter der Leitung von Stefan Dreyer wurde das Verhältnis zwischen dem Goethe-Institut und den Künstlern vor Ort dann so eng und persönlich wie nie zuvor. Stefan stellte Räume für Ausstellungen zur Verfügung, organisierte internationale Workshops und ermöglichte den zeitgenössischen Künstlern Sri Lankas den Austausch mit der internationalen Kunstszene. Es entstanden nachhaltige, weltweite Netzwerke, und die zeitgenössische bildende Kunst erlebte in Colombo eine Blütezeit. Auf die Kritik und Fragen des einheimischen Publikums reagierte das Goethe-Institut mit Lesungen, Seminaren und Diskussionen über Kunst und Kultur, bei denen es manchmal zu heftigen Auseinandersetzungen kam. Diese Debatten waren es, die einige dem 90er-Jahre-Trend nahestehenden Künstler und mich dazu veranlassten, die »No Order Group« zu gründen. Wir verfassten ein Manifest, in dem wir unsere Kunstauffassung formulierten. Der Moment, in dem wir die erste signierte Kopie unseres Manifestes öffentlich an Stefan Dreyer übergaben, gehört zu den berührendsten und unvergesslichen Momenten der »No Order Group«. Wir bedankten uns so dafür, dass das Goethe-Institut unser Bedürfnis verstanden hatte,



in einer kritischen politischen Situation neue Wege in der Kunst zu suchen und zu beschreiten.

Die Künstlerin und Kuratorin **Anoli Perera**, 1962 in Sri Lanka geboren, ist mit ihren Installationen, Malereien, Skulpturen und Foto-Performances bei zahlreichen internationalen Kunstevents vertreten.

Sie setzt sich mit Themen wie Frauen, Geschichte, Identität, Kolonialismus und Postkolonialismus auseinander.

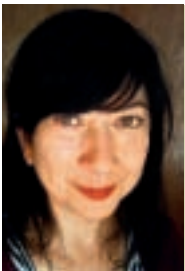
AUSNAHMEPERSÖNLICHKEITEN

IN BERLIN ENTDECKTE MARIE BRASSARD IHRE LIEBE ZUM DEUTSCHEN KINO

Meine Liebe zu Deutschland und meine Leidenschaft für den deutschen Film begannen 1990, als ich kurz nach dem Mauerfall zum ersten Mal nach Berlin kam. Was mich damals am stärksten beeindruckte, war die umtriebige, überaus kreative Kunst-, Film- und Musikszene. 2008, fast 20 Jahre später, machten mir Mechtild Manus, Leiterin des Goethe-Instituts in Montréal, und Kaisa Tikkanen, verantwortlich für die Filmprogramme, das Angebot, ein kleines Filmfestival mit deutschen Produktionen und Filmen über deutsche Kunst und Kultur auf die Beine zu stellen. Begeistert und auch ein wenig stolz nahm ich an – so eine Gelegenheit bekommt man nicht alle Tage! Kurz darauf brach ich wieder nach Berlin auf, um dort

mit Unterstützung der Mitarbeiter des Vereins »Arsenal – Institut für Film und Videokunst« meine Entdeckungsreise in die Welt des deutschen Films fortzusetzen. Dabei stieß ich auf wahre Schätze – neue Filme ebenso wie nicht weniger interessante ältere Werke. Ganz instinktiv verließ ich die ausgetretenen Pfade und suchte nach Künstlern, die abseits des Mainstream arbeiten und für die Entwicklung des deutschen Films eine wichtige Rolle spielen. Genau diese Außenseiter waren es, die ich in Montréal einem internationalen Publikum vorstellen wollte. Bei der Zusammenstellung des Programms hatte ich immer die Künstlerpersönlichkeiten vor Augen, sei es als Thema eines Films oder als Regisseur (manchmal auch beides).

Alle Künstler, die ich ausgewählt habe, sind Ausnahmepersönlichkeiten, deren unkonventionelle Arbeiten sich häufig durch die Lust an der Provokation auszeichnen. Alle sind, jeder auf seine Weise, mit Deutschland verbunden – sei es, weil sie sich das Land zur Heimat gemacht haben oder weil sie Deutschland den Rücken zugekehrt haben, um anderswo ihr Glück zu suchen: Beispiele sind der Countertenor Klaus Nomi, Walter Ruttmann, Karlheinz Stockhausen, Isabell Spengler, Tim Blue oder Christoph Schlingensiefel. Dank des großzügigen Angebots des Goethe-Instituts konnte ich diese außergewöhnlichen Persönlichkeiten einem größeren Publikum vorstellen und ihnen ein wenig von der öffentlichen Aufmerksamkeit sichern, die sie so uneingeschränkt verdienen.



Marie Brassard, geboren 1959, lebt und arbeitet in Montréal. Die Weggefährtin von Robert Lepage ist SchauspielerIn, schreibt ihre eigenen Bühnenstücke und gründete 2011 die Compagnie »Infra-rouge«.

FÜR EINE BESSERE ZUKUNFT

DOMINIQUE VIDAL ENGAGIERT SICH FÜR DIE AUSSÖHNUNG ZWISCHEN JUDEN UND DEUTSCHEN

»Der Nationalsozialismus in der modernen Geschichte Deutschlands« war das Thema einer Diskussion, die ich mit dem deutschen Historiker Peter Longenrich im März dieses Jahres im Pariser Goethe-Institut geführt habe. Der Abend, organisiert in Zusammenarbeit mit der Zeitschrift »Le Monde diplomatique«, war ein großer Erfolg: 120 junge und ältere Gäste verfolgten mit großem Interesse und Spannung unser Gespräch. Mit dieser Veranstaltung ging für mich auch ein alter Traum in Erfüllung. Als mein Vater mir zum ersten Mal von seiner Deportation nach Auschwitz erzählte, wurde mir sehr schnell klar: Was die Nazis den Juden angetan haben, könnte sich auch an anderen Orten der Welt ereignen und gegen andere Völker richten. Es wäre zu

einfach, von einer kollektiven Schuld der Deutschen zu sprechen, ohne die historischen Bedingungen, in der sich diese Barbarei entwickelt hat, zu reflektieren. Deine Generation muss es schaffen, mit den jungen Deutschen eine bessere gemeinsame Zukunft aufzubauen. Ich begann, im Gymnasium Deutsch als erste Fremdsprache zu lernen, und ab meinem zwölften Lebensjahr schickte mich meine Mutter, die als jüdisches Kind während des Krieges von einer Bauernfamilie versteckt wurde, jedes Jahr für mindestens einen Monat nach Deutschland.

Zufall oder Schicksal? Gleich meine erste wichtige berufliche Aufgabe führte mich nach Berlin: Von Januar 1972 bis August 1973 leitete ich die Organisation der X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten. Zwei Jahrzehnte später wurde ich Internationaler Direktor der größten französischen Journalistenschule, organisierte eine Kooperation mit der »Deutschen Journalistenschule« in München und, mit Unterstützung des Deutsch-Französischen Jugendwerks, Seminare für Nachwuchsjournalisten beider Staaten. Auch als Redakteur von »Le Monde diplomatique« kooperierte ich eng mit einem deutschen Partner, der »Tageszeitung« (taz). Fast alle Bücher, die ich geschrieben habe, behandeln mein Fachgebiet als Historiker und Journalist, den Nahen Osten. Mit einer Ausnahme: Vor zehn Jahren veröffentlichte ich »Les historiens allemands relisent la Shoah« (Die deutschen Historiker betrachten die Shoah neu), eine Synthese der bis dahin in Frankreich völlig unbekanntem Forschungsergebnisse junger deutscher Geschichtswissenschaftler, die sich den im Osten entdeckten Archiven des Genozids widmen. Inzwischen gibt es erfreulicherweise einige Übersetzungen ihrer Arbeiten ins Französische. Und auch sie waren Thema des Dialogs mit Peter Longenrich im Pariser Goethe-Institut.



Dominique Vidal, geboren 1950 in Paris, ist Historiker und Publizist. Vidal schreibt unter anderem für »Le Monde diplomatique«, dessen stellvertretender Chefredakteur er von 1998 bis 2006 war.

▷ WWW.GOETHE.DE/BESUCHERPROGRAMM

GOETHE-HELDEN

DER KLAUS-VON-BISMARCK-PREIS UND DIE GOETHE-MEDAILLE

Mit dem Klaus-von-Bismarck-Preis werden Goethe-Mitarbeiter vor Ort gewürdigt, die sich mit außergewöhnlicher Tatkraft und Kompetenz für die Arbeit des Instituts eingesetzt haben. Die Goethe-Medaille geht an Künstler, Wissenschaftler und Übersetzer, die sich in besonderer Weise um die Vermittlung der deutschen Sprache und den Kultur-austausch verdient gemacht haben.

Ohne das große Engagement und die Kenntnisse der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an den Goethe-Instituten vor Ort wäre die Arbeit des Instituts kaum so erfolgreich. Fähigkeit zum Dialog, Geduld, Genauigkeit, Kreativität und Improvisationstalent wird von den sogenannten Ortskräften ganz selbstverständlich erwartet – auch unter schwierigen Bedingungen. Deshalb rief Klaus von Bismarck, Präsident des Goethe-Instituts von 1977 bis 1989, den nach ihm benannten Preis als höchste Mitarbeiterauszeichnung des Goethe-Instituts ins Leben.

Seit 1991 wird diese Auszeichnung jährlich an mindestens zwei Mitarbeiter vergeben, die mit außergewöhnlichem Erfolg die Ziele des Instituts gefördert haben. Die Preisträger erhalten eine Urkunde des amtierenden Präsidenten und einen Geldbetrag aus der Zinsausschüttung der Stiftungssumme. Stellvertretend für die vielen Kolleginnen und Kollegen, die diesen Preis bisher erhalten haben, stellt der Schriftsteller Michael Kleeberg den ehemaligen Programmassistenten Yussuf Assaf vor, der in den Jahren des libanesischen Bürgerkriegs von 1975 bis 1990 den Betrieb des Goethe-Instituts in Beirut aufrechterhielt.

Mohan Agashe ist einer der Preisträger der Goethe-Medaille. Dem Psychiater, Theaterschauspieler und Filmstar Agashe ist es zu verdanken, dass es in Indien heute eine blühende Kinder- und Jugendtheaterlandschaft nach dem Vorbild des Grips Theaters gibt. Die Goethe-Medaille ist ein offizieller Orden der Bundesrepublik Deutschland und wird in diesem Jahr zum 57. Mal verliehen. Seit der ersten Verleihung 1955 wurden bis 2010 insgesamt 323 Persönlichkeiten aus 58 Ländern geehrt.

► WWW.GOETHE.DE/GOETHE-MEDAILLE

DIE PREISTRÄGER DES KLAUS-VON-BISMARCK-PREISES

2010 Judith Geare, Neuseeland · Toni Buda, Israel · Ziad Naouri, Jordanien **2009** Wagih William Yani, Sudan · Petra Röhler, Kuba · Alexander Nesterowitsch, Weißrussland **2008** Eva Ledwig, Kanada · Inge Petridis, Griechenland **2007** Rosemarie Marcos, Libanon · Johannes Gerbes, Italien **2006** Ljubomir Kokotovic, Serbien · Cigdem Tontu, Türkei **2005** Barbara Kassir, Libanon · Sophie Mdiwnisch-Griese, Georgien · Luis Morales Arellano, Mexiko **2004** Paulo Mazieri, Brasilien · Patrick Sykyi, Ghana **2003** Sofia Ikonomaki, Griechenland · Merete Vargas, Portugal · Marie-Elisabeth Morf, Kanada · Seeman Yussuf Assaf, Libanon · Mai El-Dardiri, Wissam Ibrahim, Lamia Fadil, Ägypten **2002-2001** Ursel Olupitan, Sunday Umweni, Karin Uwaje, Dolores Chidi, Anneliese Ashiwaju, Nigeria **2000** Helga Hoock-Quadrado, Portugal · Deniz Oksal, Türkei · Jean Agbré, Landeguem Boulou, Moussa Quattara, Friederike Zambo, Elfenbeinküste **1999** Djukri Suono, Indonesien · Monika Schlenger, Irland · Uroosa Siddiqui, Maqbool Gill, Abdul Aziz, Immanuel James, Jenti Lal, Rizwan Ahmed, Nasreen Sheikh, Khawar Habib, G.R. Ambrose, Saadat Ali, Sadiq Pervaiz, Brigitte Zaman, Rosemarie Waheed, Shamim Manzar, Aliya Akbar, Pakistan · Michael Münzer, Spanien · Ursula Meyer, USA · Eva Hamdaoui, Dorothee Jackenkroll, Ursula Majdoub, Marokko · Helga Hundertmark, USA · Kun-Won Yoon, Vietnam **1998** Marc Vanden Eckeout, Frankreich **1996** Sadiq Pervaiz, Pakistan · Branko Strukan, Kroatien **1995** Hermes Fortes dos Santos, Brasilien · Samira Goussous, Jordanien **1994** Adelaida Rodolph, Brasilien · Christina Schindler, Italien **1993** Taieb Larak, Algerien · Susanne Fabrin, Dänemark **1992** Erika Mazzotti, Italien · Kim Mu Rim, Vietnam **1991** Afdokia Abed, Libanon · Jean-Claude Guillaume, Luxemburg



TONI BUDA, PREISTRÄGERIN 2010 Seit fast 40 Jahren engagiert sich die Bibliothekarin in Tel Aviv für den deutsch-israelischen Austausch. Laudator ist Institutsleiter Georg Blochmann.

PREISTRÄGER DER GOETHE-MEDAILLE

2011 Adam Michnik, Polen · Ariane Mnouchkine, Frankreich · David Cornwell alias John le Carré, Großbritannien **2010** Ágnes Heller, Ungarn · Fuad Rifka, Libanon · John M. Spalek, USA **2009** Sverre Dahl, Norwegen · Lars Gustafsson, Schweden · Victor Marian Scoradet, Rumänien **2008** Gholam Dastgir Behbud, Afghanistan · Bernard Sobel, Frankreich · John E. Woods, USA **2007** Daniel Barenboim, Argentinien · Min' Gi Kim, Korea · Deszö Tandori, Ungarn **2006** Vera San Payo de Lemos, Portugal · Giwi Margwelaschwili, Deutschland · SAID, Iran **2005** Samuel Assefa, Äthiopien · Ruth Klüger, USA · Prof. Dr. Dmytro Satonsky, Ukraine · Yoko Tawada, Japan · Simone Young, Australien **2004** Sergio Paulo Rouanet, Brasilien · Anatoly Arsenyevich Michailow, Weißrussland · Imre Kertész, Ungarn · Mohan Agashe, Indien · Paul Lützeler, Washington **2003** Lenka Reinerová, Tschechien · Jorge Semprún, Spanien **2002** Werner-Michael Blumenthal, USA · Georges-Arthur Goldschmidt, Frankreich · Francisek Grucza, Polen · Touradj Rahnama, Iran · Antonio Skármeta, Chile **2001** Adonis (Ali Ahmad Esber), Libanon · Sofia Gubaidulina, Russland · Gerardo Marotta, Italien · Prof. Dr. Werner Spies, Deutschland **2000** Nicholas Boyle, Großbritannien · Györgi Konrád, Ungarn · Daniel Libeskind, USA · Sara Sayin, Türkei · George Tabori, Großbritannien · Abdel-Ghaffar Mikkawy, Ägypten **1999** Michel Bataillon, Frankreich · Dani Karavan, Maler, Israel · Prof. Dr. Leoluca Orlando, Italien · Jiri Grusa, Schriftsteller, Tschechien · Andrei Gabriel Plesu, Rumänien **1998** Ralf Dahrendorf, Großbritannien · Sudhir Karar, Indien · Takashi Oshio, Japan · João Barrento, Portugal · Claire Kramsch, USA **1997** Gian Enrico Rusconi, Italien · Rolf Liebermann, Frankreich · Nam June Paik, USA · Sebastian K. Bemile, Ghana · Miguel Sáenz Sagaseta de Ilurdoz, Spanien **1996** Suzanne Pagé, Frankreich · Philip Brady, Großbritannien · Naoki Kimura, Lehrstuhlinhaber für Germanistik, Sophia-Universität Tokyo, Japan · Ioanna Kuçuradi, Philosophin, Türkei · Jan Kren, Historiker, Tschechien **1995** Ada Brodsky, Israel · Laila Naim, Jordanien · José Maria Perez Gay, Mexiko · Naum Klejman, Filmhistoriker, Russland · Isang Yun, Deutschland · Hermann Walther von der Dunk, Niederlande **1994** Paolo Chiarini, Italien · István Szabó, Ungarn · Graciela Parakevaidis, Uruguay · Billy Wilder, USA · Per Ørregaard, Dänemark **1993** Adam Krzeminski, Polen · José Maria Carandell, Spanien · Michel Tournier, Frankreich · Patrice Chéreau, Frankreich **1992** Hugo Rokyta, Tschechien · Sir Karl Raimund Popper, Großbritannien · Elisabeth Augustin, Niederlande **1991** Hans Sahl, Deutschland · Leslie Bodí, Australien · Dr. Panajotis Kondylis, Griechenland · Sir Eduardo Paolozzi, Großbritannien · Jan Hoet, Belgien **1990** Prof. Eda Sagarra, Irland · Györgi Ligeti, Deutschland · Hilde Spiel, Österreich · Hubert Orłowski, Polen · Thomas Messer, USA **1989** Carlos Bernardo Gutiérrez, Kolumbien · Guy Stern, USA · Jacques Grandjoc, Frankreich · Sir Ernst Gombrich, Großbritannien · Nigel B. R. Reeves, Großbritannien **1988** Moric Mittelmann-Dedinsky, Slowakei · Cristóbal Halffter, Spanien · George L. Mosse, USA · Pierre Bourdieu, Frankreich · Giorgio Strehler, Italien **1987** Gordon A. Craig, USA · Theodore Ziolkowski, Historiker, USA · Pierre Boulez, Frankreich · Pavica Mrazovic, Serbien **1986** Ernesto Federico Garzón Valdés, Argentinien · Michael Hamburger, Großbritannien · Chaim Isaak, Israel · Seiro Mayekawa, Japan **1985** Helen Wolff, USA · Alokeranjan Dasgupta, Indien · Marc Scheeps, Israel · Stefan Popa, Rumänien · Bo Johannes Edfeldt, Schweden **1984** Robert David MacDonald, Großbritannien · Antal Mádl, Ungarn **1983** Robert Allan Spencer, Kanada · Bruno Bettelheim, USA · Norberto Silvetti Paz, Argentinien · Feng Zhi, China · Joseph Rovon, Frankreich **1982** Guohao Li, China · Lauri Seppänen, Finnland · Panajotis Kanellopoulos, Griechenland · Werner Kraft, Israel · Cesare Cases, Italien **1981** Rudolf Ernst Keller, Großbritannien · Eijiro Iwasaki, Japan · Ekrem Akurgal, Türkei · Leslie Wilson, USA · Henri Jean Camille Plard, Belgien **1980** Joseph Peter Maria Stern, Großbritannien · Claudio Magris, Italien · Dusan Tomovski, Mazedonien · Walter Koch, Brasilien **1979** Hikaru Tsuji, Japan · J. J. M. Aler, Niederlande · Laurits Salveit, Norwegen · Sadi Irmak, Türkei · Moustafa Maher, Ägypten **1977** Lars Hermodsson, Schweden · Karl Hyldegaard-Jensen, Dänemark · Baburao B. Kulkarni, Indien · Ragunath V. Paranjpe, Indien **1976** Pierre-Paul Sagave, Frankreich · Eichi Kikuchi, Japan · Waichi Sakurai, Japan · John Asher, Neuseeland · Ingerid Dal, Norwegen **1975** Henry Bernard Garland, Großbritannien · Frederick P. Pickering, Großbritannien · Joseph Breitbach, Frankreich · Alfred Grosser, Frankreich **1974** Luciano Zagari, Italien · Victor Zmegac, Kroatien · Eric William Herd, Neuseeland · Ludwik Zabrocki, Polen · Gert Mellbourn, Schweden · Gerhard Schulz, Australien · Konstantin Galaboff, Bulgarien **1973** Hans Eichner, Kanada · Jacobus Bernardus Drewes, Niederlande · Paulo Quintela, Portugal · Chetana Nagavajara, Thailand · Wolfgang Michael, USA · Joseph François Angelloz, Frankreich · Pierre Grappin, Frankreich · Trevor David Jones, Großbritannien · Siegbert Salomon Praver, Großbritannien · Marianello Marianelli, Italien **1972** J. Alan Pfeffer, USA · Dominique Iehl, Frankreich · Keiji Nishitani, Japan · Miljan Mojasevic, Serbien **1971** Freddy de Medicis, Belgien · Erwin Theodor Rosenthal, Brasilien · Udo Rukser, Chile · William Witte, Großbritannien · Alfredo Bondi, Italien · Sadaichi Oyama, Japan · Dusan Ludvik, Slowakei · Vladimir G. Admoni, Russland · Peter Demetz, USA **1970** Dora Schulz, Deutschland · Pierre Bertaux, Frankreich · Sun Hang-Sok, Korea · Zdenko Skreb, Kroatien · Paul Bernhard Wessels, Niederlande · Mihai Isbasescu, Rumänien · Mante, Schweden · Max Wehrli, Schweiz · Franz Giet, Taiwan · William G. Moulton, USA · Frank Glessner Ryder, USA **1969** Erik Lunding, Dänemark · Ralph Barstow Farrell, Australien · Steffen Steffensen, Dänemark · Ronald Peacock, Großbritannien · Milos Djordjevic, ehem. Jugoslawien · Cornelis Soeteman, Niederlande · Bruno Colbert, Rumänien · Harold Jantz, USA · Heinz Politzner, USA **1968** Armand Nivelles, Belgien · Gabriela Leal de Sá Pereira, Brasilien · Kaj Brynolf Lindgren, Finnland · Gertrud Seidmann, Großbritannien · Segio Lupi, Italien · Mario Sagara, Japan · Robert Schinzingler, Japan · Mumtaz Hasan, Pakistan · Emilio Natividad, Philippinen · Stuart P. Atkins, USA · Erich Heller, USA **1967** Peter Jorgensen, Dänemark · Roger Ayrault, Frankreich · Eugène Susini, Frankreich · Eudo C. Mason, Großbritannien · George Harold Sylvester, Großbritannien · Sadaichi Oyama, Japan · Viktor Schirmunski, Russland · Eduard Goldstücker, Tschechische Republik **1966** Heinrich Bach, Dänemark · Albert Fuchs, Frankreich · Leonard Wilson Forster, Großbritannien · Ernest Ludwig Stahl, Großbritannien · Ladislao Mittner, Italien · Herman Meyer, Niederlande · Curt von Faber du Faur, USA · Viktor Lange, USA · William A. R. Parker, USA **1965** Richard Wolf, Deutschland · Esko Väinö Pennanen, Finnland · Inspecteur Général César Santelli, Frankreich · Roy Pascal, Großbritannien · Elizabeth M. Wilkinson, Großbritannien · Kathleen Cunningham, Irland · Vittorio Santoli, Italien · Waichi Sakurai, Japan · J. H. Schouten, Niederlande · Gustav Korlén, Schweden · B.A.T. Schneider, Südafrika **1964** Egon Bork, Dänemark · Eyvind Holm, Dänemark · Max Grasmann, Deutschland · Claude David, Frankreich · Frederick Norman, Großbritannien · Tomio Tezuka, Japan · Emilio Lorenzo Criado, Spanien · Bernhard Blume, USA · Costas Spyridakis, Zypern **1963** Hermann Uyttersprot, Belgien · Norman Balk, Deutschland · Jean Fourquet, Frankreich · Pierre-Paul Sagave, Frankreich · Giovanni Vittorio Moretti, Italien · Teizaburo Uchiyama, Japan · Léon Polak, Niederlande · Marian Szyrocki, Polen · Walter Berendsohn, Schweden · Bayard Morgan, USA · Oskar Seidlin, USA **1962** Adolphe-Léon Corin, Belgien · Werner Golde, Deutschland · Ernard Metz, Frankreich · Ellen Sharma, Indien · Carlo Grünanger, Italien · John Asher, Neuseeland · Theodor Cornelis van Stockum, Niederlande · Paulus Svendsen, Norwegen · Heinrich Edmund Karl Henel, USA · Hubert J. Meessen, USA · Heinz Friedrich Peters, USA **1961** Schafik Mohammed Mahmud el-Aasy, Ägypten · Hans Göttling, Deutschland · Franz Thierfelder, Deutschland · Emil Öhmann, Finnland · Robert Minder, Frankreich · Ragunath V. Paranjpe, Indien · Zdenko Skreb, Kroatien · Torsten Dahlberg, Schweden · Jesús Gómez de Segura, Spanien · Marie Schnieders, USA · Taylor Starck, USA **1960** Robert Foncke, Belgien · Hamilcar Turelli, Brasilien · Lorenzo Bianchi, Italien · Tomio Tezuka, Japan · Hermann Boeschstein, Kanada · Ingerid Dal, Norwegen · Albin Eduard Beau, Portugal · Paulo Quintela, Portugal · Ernst Feise, USA · F. W. Strothmann, USA **1959** Antenor Rojo, Chile · Geneviève Bianquis, Frankreich · Bonaventura Tecchi, Italien · Ryoza Niizeki, Japan · Barker Fairley, Kanada · Karl Friedrich Höflich, Namibia · Erik Rooth, Schweden · Ralph Barstow Farrell, Australien **1958** Richard Samuel, Australien · Louis L. Hammerich, Dänemark · Eugen Löffler, Deutschland · Maurice Boucher, Frankreich · Maurice Colleville, Frankreich · Walter Horace Bruford, Großbritannien · Leonello Vincenti, Italien · Ricardo Boettner, Paraguay · Gustav Korlén, Schweden · Gottfried Bohnenblust, Schweiz · J.H.W. Rostetscher, Südafrika **1957** Murad Kamil, Ägypten · E. Gowrie Waterhouse, Universität Sydney, Australien · Fritz Bormann, Deutschland · Erich Fausel, Deutschland · Ludwig Franck, Deutschland · Kurt Magnus, Deutschland · Väinö Pekka Katara, Finnland · Jan Hendrik Scholte, Niederlande · H. Trümpelmann, Südafrika · Werner Neuse, USA **1956** Leonard Ashley Willoughby, Großbritannien · Ervino Pocar, Italien · Eichi Kikuchi, Japan · Mario Sagara, Japan · Axel Lindquist, Schweden · Hermann J. Weigand, USA **1955** Pero Slijepcevic, ehem. Jugoslawien · Camilla Lucerna, Kroatien · Luang Kee Sunawath, Thailand · Friedrich Robert Franke, Argentinien · A. Lodewyck, Australien · L. A. Fouret, Frankreich · Paul Lévy, Frankreich



BILLY WILDER erhielt 1994 die Goethe-Medaille

MUTIGER IDEALIST

YUSSUF ASSAF SETZTE AUS LIEBE ZUR DEUTSCHEN KULTUR SEIN LEBEN AUFS SPIEL

Von Michael Kleeberg



DAS GOETHE-INSTITUT BEIRUT in den Jahren des Bürgerkriegs



Yussuf und Ursula Assaf

Als einzige westliche Kultureinrichtung blieb das Goethe-Institut Beirut während des libanesischen Bürgerkriegs geöffnet. Zu verdanken ist das der Zivilcourage eines Programmassistenten.

Am vergangenen Sonntag, dem ersten warmen Frühlingstag dieses Jahres, unternahm ich eine Radtour durchs Mühlenbecker Land nördlich von Berlin. Unterwegs lud eine Scheune mit einem Schild »Trödel« zu einer willkommenen Pause ein. Beim Stöbern entdeckte ich ein Album, kein altes Fotoalbum, sondern eines voller Ansichtskarten aus aller Welt. Eine davon ließ mich lange innehalten: In sehr bunten Agfacolor-Farben zeigte das Foto eine wohlbekannte, wenn auch so von mir nie erblickte Szenerie: die Corniche von Beirut, palmengesäumt, das legendäre Hotel Palmyra mit seinem Swimming-Pool direkt am Meer, dahinter weiß leuchtende Hochhäuser, siebenstöckig, zwischen fliederfarbenen und rosig schimmernden osmanischen Villen in ihren wuchernden grünen Gärten.

Die Briefmarke mitsamt dem Poststempel auf der Rückseite war abgelöst, aber angesichts der Architektur musste das Bild aus den frühen 70er-Jahren stammen. Der Verfasser der Karte schwärmte seiner Berliner Großmutter vom süßen Leben in der libanesischen Hauptstadt vor und verkündete, in wenigen Tagen gehe die Reise nun weiter ins schöne Teheran. Mit einem Wort: Diese Karte war eine Botschaft aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt, einer Zeit und Welt, die definitiv und unumkehrbar vergangen ist.

Die liebliche Schweiz des Orients – der Libanon, eine Idylle? Damals mochte es noch so scheinen. Das Menschengewimmel am Märtyrerplatz von Beirut, die Bucht von Jounieh, die schönste und romantischste des ganzen Mittelmeers, der Duft nach Orangenblüten, wenn man sich Tripoli näherte, das umkränzt war von Oranenhainen, die aussahen, als habe Botticelli seinen »Frühling« dort gemalt. In Wirklichkeit war die Lunte schon angezündet, die sich dann in kurzer Zeit zum Pulverfass fraß.

In Wirklichkeit war der Libanon von damals nicht mit der Schweiz zu vergleichen, sondern eher mit dem Kuba Batistas, in dem bereits die Maische der künftigen Revolution garte. Ein Paradies für reiche Leute, eine Klassengesellschaft, beherrscht von den Christen-, Sunniten- und Drusenclans auf ihren Hügeln, mit einer ärmlichen und ländlichen Schiiten-Minderheit im Süden. Der Oktober- beziehungsweise Jom-Kippur-Krieg hatte weitere hunderttausende Palästinenser in die Flüchtlingslager in Südbeirut getrieben, die Linkskräfte solidarisierten sich mit ihnen, noch war der arabische Weg zum Sozialismus die beherrschende Ideologie der Region. Der allgegenwärtige syrische Geheimdienst schürte genüsslich die latenten Konflikte. Der Libanon war, was er immer war und immer sein wird: ein Spielball zynischer Mächte, die im

Machtvakuum des kleinen Staates nach Kräften intrigieren. 1975 dann entluden sich all die Spannungen zum Bürgerkrieg, der fünfzehn Jahre lang dauern sollte. Aber jetzt, auf dieser Ansichtskarte, ist davon noch nichts zu ahnen. Noch ist der Libanon ein orientalischer Traum. Und diesen Traum beschließt ein deutsch-libanesisches Paar zu leben.

ERSTE BEGEGNUNG MIT ASSAF

Während unserer ersten Begegnung studierte ich lange Assafs altes, gezeichnetes, müdes, gütiges, hoffnungsvolles, enthusiastisches, diszipliniertes Gesicht mit dem schönen dichten weißen Haar, dem kräftigen Kinn und den dunklen Hautpartien unter den Augen: Es sind Jakobs »Drüsenzartheiten«! Immer fand ich dieses Thomas Mann'sche Wort ein ungeheuer evokatives Leitmotiv, auch wenn ich jene Drüsenzartheiten nicht wirklich sah, mir nicht ganz exakt vorstellen konnte, welche morphologische Beschaffenheit und Besonderheit nun darunter zu verstehen sei. Jetzt war es mir klar: Diese zunächst wie beschattet, dann wie mit Kohlestift bemalt wirkende, erst dann als eine nicht nur in ihrer Farbe, sondern vor allem in ihrer Struktur und Konsistenz veränderte Hautpartie erkennbare Fläche, dieses Nachdunkeln wie von Fleisch, das zu lange an der Luft gelegen hat, diese Häufung von Alterspigmenten, dieses wie fadenscheiniges Tweed aussehende, dieses an ein welkes, getrocknetes Eichenblatt erinnernde Gewebe, diese mikroskopischen tektonischen Verwerfungen in Berggürtel und tiefe Täler, diese Kalke, Dolomite und Mergel aus Haut, dies alles sind Drüsenzartheiten wie die des weichen und sentimentalischen Patriarchen aus dem Josephsroman.

Neben ihm seine Frau mit dem langen, mädchenhaft offen getragenen, doch grauen Haar – diese höchst eigentümliche, höchst verwirrende Mischung aus erfahrungsschwerem, leidgeprüften Alter und Jungmädchenunschuld –, in ihren gemeinsamen Büchern sind Fotos von früher, als er ein orientalischer Beau war, aussah wie der junge Omar Sharif, als er Pan war, feurig und schwarzgelockt, wild, ein Held aus 1001 Nacht, und sie wie ein Kind wirkte, ein ganz junges, blondes, mondblasses Mädchen, das er entführt hatte – Europa auf dem Stier – oder besser, denn sie ist alles andere als einfältig: das ihn glauben gemacht hat, er habe es entführt, während in Wirklichkeit alle Initiative von ihr ausging. Europa und der Stier, der Faun und die Nymphe, Philemon und Baucis im Land von Adonis und Astarte: Ich muss an dieser Stelle vorausschicken, dass sich mir durch die Begegnungen mit den Assafs sogleich das Reale mit dem Mythischen verwob, die Zeiten und Epochen, unsere konkrete mit legendären und versunkenen, sich ineinanderschoben, und ich mit meinem ersten Besuch im Libanon im Januar 2003 mich ständig auf dem Terrain der Literatur so gut befand wie auf dem der Realität.

Was immer die junge Wissenschaftlerin, die zur anerkannten Übersetzerin Gibrans und Herausgeberin zahlreicher Anthologien mit Texten aus dem Libanon werden sollte, und der junge Theologe und Lyriker, der zum Programmassistenten und Symbol des Goethe-Instituts werden sollte – was immer sie sich zur Zeit ihrer Ankunft erträumt hatten: ein Leben zwischen Spiritualität und Wissenschaft, eine Synthese aus orientalischer *douceur de vivre* und westlicher Modernität – der Krieg warf alle Pläne und alle Träume über den Haufen.

HELDEN EINES DRAMATISCHEN ROMANS

Es gibt eine verblüffende Parallele: Zur gleichen Zeit wie die Assafs begann ein weiteres deutsch-libanesisches Paar sein gemeinsames Leben in Beirut, wurde ebenso vom unerwarteten Krieg gebeutelt, musste sich ebenso bewähren und ein anderes als das erwünschte, erträumte Leben führen – ein Schicksal, von dem ich ebenfalls im Goethe-Institut erfuhr: das von Barbara Kassir, der Bibliothekarin der Rue Bliss, einem weiteren guten Stern über meiner Begegnung mit dem Land, und ihrem Mann Majid, dem großartigen, so tollkühnen wie lebensklugen Filmemacher, der während des Kriegs die lebensgefährlichen Dreharbeiten für die deutschen Fernsehsender leistete, während deren Korrespondenten sich an der Bar der Grand Hotels langsam betranken. Barbara und Majid – ein vollkommen anderes Paar als die Assafs, auch sie die Helden eines abenteuerlichen, eines dramatischen Romans von antiker Wucht, Traurigkeit und Schönheit, den der Libanon noch bei mir gut hat.

Von Anfang an wurde Yussuf Assaf für mich zum natürlichen Antipoden meines eigentlichen libanesischen Mentors, des großen Lyrikers Abbas Beydoun, der mein Partner in jenem verdienstvollen, von Navid Kermani ersonnenen Austauschprojekt des »West-östlichen Divans« war. Ich könnte sagen, es gab zwei Länder, die ich kennenlernte, den Libanon Beydouns und den Libanon Assafs. Wobei hinzuzufügen ist, dass der Libanon von Simon Yussuf Assaf vielleicht ausschließlich in Simon Yussuf Assaf existierte, was ihn aber nicht weniger wirklich machte.

Der atheistische Schiit Beydoun, der während des Bürgerkriegs zweimal im Gefängnis gesessen hatte, der die linken, panarabischen, propalästinensischen politischen Träume seiner Jugend ebenso abgelegt hatte wie jegliches rhapsodische Pathos der arabischen Lyrik in seinen Gedichten, gab mir einen politisch-historischen Kursus in illusionslosem Realismus und erklärte mir die in Hassliebe ausgelebten jahrhundertealten Verflechtungen des »Orients« mit dem Westen.

Assaf dagegen hat Edward Saids »Orientalism« vielleicht nie gelesen, jedenfalls war »Orient« für ihn kein Schimpfwort, kein kolonialistischer Import, sondern so etwas wie die blaue Blume des Novalis: eine uralte Kulturregion, ein balsamduf-

tender Hort von Glauben und Poesie, ein Marktplatz der Buchreligionen, von denen seine die christliche war, was ihn nicht daran hinderte, seine muslimischen Nachbarn und ihren Glauben zutiefst zu respektieren. »Priester« wird er in seinem Heimatdorf von Christen wie Moslems noch heute genannt, und die christlichen Tugenden, die er lebt, konnte auch der Horror des Kriegs nicht erschüttern. In gewisser Hinsicht vielleicht auch deshalb, weil Yussuf Assaf mit einer Facette seines Wesens nie im 20. Jahrhundert angekommen ist, sich dessen hässlicher Fratze immer verweigert hat.

PER PANZERWAGEN ÜBER DIE GRENZE

Und doch ist dieser verträumte Mann während des Krieges zu einem Muster an Zivilcourage und Anstand geworden. In meinem Reisetagebuch beschrieb ich, wie Assaf, mit seinem Auto aus Jounieh kommend, täglich vom Panzerwagen über die Greenline gebracht wurde in den heißen Phasen des Kriegs, um hinüber in den moslemisch kontrollierten Westen zu gelangen (er, der maronitische Christ), bis zum Goethe-Institut, das dank ihm als einziges westliches Kulturinstitut geöffnet blieb – alle fünfzehn Kriegsjahre hindurch, auch als die Zentrale längst alle deutschen Mitarbeiter aus Sicherheitsgründen abgezogen hatte und die »Eingeborenen« sich selbst überließ.

Warum, so fragte ich mich damals, hatte Yussuf Assaf jahrelang das Goethe-Institut als einziges internationales Kulturinstitut offengehalten, unter Lebensgefahr, und noch lange, nachdem alle Deutschen längst getürmt waren? Warum auf die Gefahr hin, zu sterben und seine Frau alleine zurückzulassen? Aus Idealismus? Aus Liebe zur Kultur? Aus Pflichtbewusstsein, das er in Deutschland schätzen gelernt hatte? Heute glaube ich, es geschah aus Liebe zur deutschen Kultur. Und die konnte vielleicht nur deshalb auf diese Weise produktiv werden, weil Assaf eben kein Deutscher ist.

Die Geschichte der Psychopathologie der Deutschen nach 1945 muss noch geschrieben werden, die Geschichte eines Volks, dem seine (Un)Taten wie seine Leiden lang nachwirkende Traumata bescherten, die zu individuellen wie kollektiven Selbstabschaffungspsychosen geführt haben. Dieses zutiefst gestörte nationale Selbstgefühl – dessen positive Kehrseite ein allgemein gewordenes Misstrauen gegen die chauvinistischen Popanze ist, die unsere europäischen Nachbarn alle noch pflegen, weit weniger interessiert an ehrlicher Auseinandersetzung mit ihren nationalen Lebenslügen als wir, wie sie sind – dieses gestörte nationale Selbstbewusstsein also, wie sollte es nicht auch seinen Einfluss gehabt haben auf das Kulturinstitut, dessen Aufgabe es ist, auf der ganzen Welt das Interesse an unserer Sprache und unseren Künsten zu fördern, und dessen Schicksal es ist, ein Spiegel des nationalen Selbstverständnisses zu sein.



BEIRUT 2008 Der Bürgerkrieg hinterließ schwere Zerstörungen

Vielleicht brauchte es einen Fremden, einen naiven Träumer und Utopisten wie Yussuf Assaf, dessen Bewunderung für das Land der Dichter und Denker von einst und den Hort des Friedens und der Weltliteratur im goetheschen Sinne, als der es heute in der Region gesehen wird, so ungetrübt war, dass sie große persönliche Opfer rechtfertigte, um mitten im zerstörerischen Bruderkrieg das Goethe-Institut in Manara am alten Leuchtturm für die Beiruter zum Symbol für die Beständigkeit von Kultur werden zu lassen und für die Hoffnung, die von ihr ausstrahlt.

Mögen der alte Philemon und seine Baucis Ursula für die Gastfreundschaft, die sie im Namen des Goethe-Instituts gewährt haben, von den Göttern belohnt werden, wie es Ovid schildert hat.

▷ WWW.GOETHE.DE/LIBANON

Michael Kleeberg, geboren 1959 in Stuttgart, lebt als freier Schriftsteller und Übersetzer in Berlin. 2007 veröffentlichte er den Roman »Karlmann«, im August 2010 erschien sein neuester Roman »Das amerikanische Hospital«. Kleeberg übersetzte unter anderen Marcel Proust, Joris-Karl Huysmans und John Dos Passos. Für sein literarisches Werk wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit dem Anna-Seghers-Preis (1996) und dem Lion-Feuchtwanger-Preis (2000).



KINDER UNTERHALTEN – ELTERN ERZIEHEN

MIT DEM GRIPS THEATER BRACHTE MOHAN AGASHE EINE THEATER-
LANDSCHAFT NACH DEUTSCHEM VORBILD NACH INDIEN



»WIR WOLLEN WEITERSPIELEN« Das Theaterstück nach GRIPS-Manier ruft zur Versöhnung von Hindus und Moslems auf
»MAX UND MILLI« Die Adaption der Geschwistergeschichte gehört zu den populärsten GRIPS-Stücken in Indien





Mohan Agashe, Psychiater, Schauspieler und Filmstar, ist lebhaft und herzlich wie immer, als er mich in sein geräumiges, helles Büro im Sassoon Hospital in der Nähe des Bahnhofs von Pune führt. Auf dem Weg begrüßt er Mitarbeiter und den Arzt, der seine Stelle als Leiter der Psychiatrie übernommen hat. Als er schließlich hinter seinem Schreibtisch sitzt, braucht er kaum eine Aufforderung, um über seine Familie, seinen jahrzehntelangen Einsatz für das Theater und seine Verbindung zum GRIPS Theater, die bis 1983 zurückreicht, zu sprechen. Damals stellte Volker Ludwig auf Einladung des Goethe-Instituts in Pune seine Arbeit vor. Agashe war fasziniert von der Idee eines Theaters mit einer sozialen Funktion, das mit Lachen Mut macht, ohne die Realität zu beschönigen. Dank seiner Initiative besitzt Indien heute – neben Deutschland – die lebendigste, vielfältigste und längste GRIPS-Tradition der Welt. Dabei geht es Agashe nicht um deutsches Theater, das in indischer Sprache gespielt wird, sondern um eine Idee und einen Weg, sinnvolles und wirksames Theater zu machen.

Shanta Gokhale: *Wie sind Sie aufgewachsen, wie kamen das Theater und später die Psychiatrie in Ihr Leben?*

Mohan Agashe: Ich stamme aus einer Familie der unteren Mittelschicht. Wir lebten in Pune. Als ich etwa zehn war, machte ich beim Schultheater mit. So fing ich an, in Theaterstücken für Kinder zu spielen – einmal spielte ich sogar eine Krähe. Als ich etwa 14 war, kam der Rektor unserer Schule zu uns nach Hause; er wollte, dass ich in Rabindranath Tagores Stück »Dakghar« mitspiele. Das war die Chance für mich, mein schauspielerisches Talent zu entwickeln.

Wie kam es, dass Sie Medizin studierten, war das schon immer ihr Ziel?

Eigentlich nicht. Wir hatten ja kein Internet oder andere Möglichkeiten, uns umfassend zu informieren. Jeder, der in der Abschlussprüfung gut abschnitt, entschied sich damals für Naturwissenschaften. Je nachdem, in welchen Fächern man dann gut war, wurde man Ingenieur oder studierte Medizin.

Und was wurde aus Ihrer Theaterkarriere?

Ich machte natürlich weiter. Schon bald probten wir mit unserer Theatergruppe »Progressive Dramatic Association« (PDA) das Stück »Gashiram Kotwal« von Tendulkar – mit mir in der Traumrolle des Nana. »Gashiram« war ein unglaublicher Erfolg. Doch dann, nach 19 Vorstellungen, kam es in Pune plötzlich zu gewalttätigen Protesten. Verschiedene Politiker und einige prominente Theaterleute behaupteten, das Stück richte sich gegen die Brahmanen und sei historisch falsch. Die älteren Mitglieder der PDA hatten von Anfang an Bedenken; für sie kamen zuviel Sex und Gewalt in dem Stück vor. Angesichts des Aufruhrs wollte der Gründer der PDA, Bhalba Kelkar, zurücktreten. Aber Jabbar und Satish Alekar hielten ihn davon ab. Sie boten an, die PDA zu verlassen ... Und so gründeten wir unsere eigene Theatergruppe – die »Theatre Academy«. Als wir »Gashiram« wieder aufführten, stellten wir fest, dass das Interesse daran nach wie vor groß war, selbst bei Zuschauern, die gar kein Marathi sprachen. Die Leute waren begeistert. Das Stück wurde so eine Art Touristenattraktion. Unsere wichtigsten Förderer waren das Max Mueller Bhavan, so heißen die Goethe-Institute in Indien, die Alliance française und das British Council.

Sind Sie regelmäßig aufgetreten?

Wir traten jedes Wochenende in Pune und Mumbai auf. Das ging von 1973 bis 1978 so. Im Laufe der Jahre entwickelte die »Theatre Academy« ein Repertoire aus fünf Stücken. Drei unter der Regie von Jabbar: »Ghashiram Kotwal«, »Teen Pais-hacha Tamasha« (eine Adaption von Brechts Dreigroschenoper) und »Padgham«. Die beiden anderen Stücke von Satish machten uns als Avantgarde-Gruppe bekannt.

Sie führten »Ghashiram« auch in Berlin auf. War das Ihr erster Besuch in der Stadt?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir ein bisschen zurückgreifen. Ich bereitete damals mein Medizin-Examen vor und war mir über zwei Dinge klar geworden: zum einen, dass Theater für mich wichtig war, zum anderen, dass die einzige Spezialisierung, die mich interessierte, die Psychiatrie war.

Warum gerade Psychiatrie?

Weil Psychiatrie das einzige Fachgebiet in der Medizin ist, in dem es um Emotionen geht. Für mich war das die Verbindung zwischen Theater und Medizin. Bis dahin waren mein Medizinstudium und meine Theaterarbeit auf zwei unterschiedlichen Gleisen verlaufen. Durch die Psychiatrie kamen sie zusammen. Wenn man mit der Psychiatrie den Zweck verfolgt, eine Verhaltensänderung zu bewirken, um ein schweres Leiden oder großes Unbehagen beim Patienten und anderen zu lindern, muss man verstehen, wo dieses Verhalten herrührt. Dieses Verständnis kommt aus der Literatur. Wenn man sich in einer ausweglosen Situation befindet, braucht man eine imaginäre Lösung. Weil man weiß, dass die Emotionen allein dem

Opfer gehören, kann man nur versuchen, den Betroffenen zu verstehen und ihm zur Seite zu stehen.

In Satishs »Begum Barve« sagt eine Figur: »Warum musst du dich fürchten, wenn ich doch da bin?« Begum Barve antwortet: »Nur wer sich fürchtet, weiß, was Furcht ist.« Wenn man das nicht versteht, wenn man nur der Logik folgt, wird man nie die Trugbilder und Halluzinationen des Patienten verstehen. Der einzige, der einem dabei helfen kann, ist ein kreativer Autor. Wer nur den Inhalt der Lehrbücher paukt und im Examen herunterbetet, wird die Psychiatrie nie begreifen. Man muss ein Gleichgewicht zwischen den Lehrbüchern und der Fantasie finden. Gleichgewicht ist eine biologische Wahrheit.

Und wann sind Sie nun zum ersten Mal nach Berlin gekommen?
Das war 1975 und hatte nichts mit »Ghashiram« oder dem GRIPS Theater zu tun. Ich half früher bei einem örtlichen Waisenhaus, besorgte Impfstoffe und so weiter, und eines Tages fragten sie mich, ob ich nicht Babys zu ihren Adoptiveltern nach Dänemark und Schweden begleiten könnte. Natürlich wollte ich. Also brachte ich fünf Kinder nach Dänemark und Schweden. Während der ganzen Reise musste ich sie wickeln und füttern, damit hatte ich soviel zu tun, dass schließlich die Stewardess mich füttern musste, weil ich einfach keine Hand frei hatte. So kam ich für einige Tage nach Europa und verbrachte auch fünf Tage in Deutschland – mit gerade einmal acht Dollar in der Tasche. Mehr Devisen durfte man damals nicht mit sich führen.

Wie kam es dann zum Kontakt mit dem Theater in Deutschland?
Ulrich Merkel, der damals das Max Mueller leitete, sah »Ghashiram« in Indien und war der Meinung, dass die Produktion zum Internationalen Theaterfestival nach Berlin eingeladen werden sollte. 1979 konnte ich als Zuschauer zum Theaterfestival reisen. Merkel hatte mich bei einem befreundeten Maler in Berlin untergebracht. Als ich zurückkam, hatte ich eine offizielle Einladung für »Ghashiram« zu den Berliner Festwochen 1980 in der Tasche. Der Rest ist Geschichte. Die Jugendorganisation der Congress Party und die Jana Sangh liefen Sturm, weil sie verhindern wollten, dass »Ghashiram« im Ausland aufgeführt wurde, denn ihrer Ansicht nach wurde Nana Phadanvis, eine ehrenwerte historische Figur, in einem schlechten Licht dargestellt. Das Drama, das sich in den folgenden acht Tagen bis zu unserer Abreise nach Berlin abspielte, spiegelt sich in den Schlagzeilen von damals: »Ghashiram nach Berlin eingeladen«, »Ghashiram erneut in Schwierigkeiten«, »Reisepässe eingezogen«, »Premierministerin Indira Gandhi erteilt Ghashiram uneingeschränkte Genehmigung«. Am Tag unserer Abreise erschienen zwei Leitartikel, »Sieg über die Bigotterie« und »Triumph des gesunden Menschenverstands«. Nach unserer Rückkehr aus Berlin schlug das Max Mueller Bhavan vor, dass wir ein deutsches Stück aufführen sollten. Unsere einzige Bedingung war, dass wir kein Stück von Brecht inszenieren

wollten, Brecht war bereits zu Tode gespielt worden, wir wollten etwas Modernes. Satish übersetzte daraufhin zwei Einakter von Tankred Dorst. Der neue Leiter des Max Mueller Bhavan, Tilmann Waldruff, hatte mich 1982 gefragt, ob ich mit einem Programm des Internationalen Theaterinstituts nach Berlin gehen und dort mit einer Theatergruppe meiner Wahl arbeiten wollte. Damals hatte ich jedoch kein rechtes Interesse. Doch das änderte sich, als ich 1983 Volker Ludwig kennenlernte.

Den Leiter des GRIPS Theaters?

Genau. Ich hatte schon vom GRIPS Theater gehört, aber keine klare Vorstellung davon. Volker war in Indien und leitete Workshops zur GRIPS-Methode für Lehrer, die sich für Kindertheater interessierten. Wie üblich fungierte ich als Verbindungsmann zwischen ihm und den Lehrern vor Ort. Wenn das Max Mueller Bhavan solche Workshops veranstaltete, war ich immer zur Unterstützung mit dabei. Wir wurden sehr schnell Freunde und ich fragte ihn, ob ich das GRIPS Theater bei der Arbeit beobachten könnte, wenn ich die Möglichkeit hätte, nach Berlin zu kommen. Er sagte: Warum nicht? Also ging ich zu Waldruff und sagte: Sie haben mir vor zwei Jahren ein Angebot gemacht. Wenn das noch gilt, würde ich jetzt gern nach Berlin gehen und mit dem GRIPS Theater arbeiten. Dort ist man bereit, mich aufzunehmen.

Welche Wirkung hatte das Theater auf Sie?

Ich war damals in einer Verfassung, in der ich reif für etwas Neues in meinem Leben war. Nach der Rolle des »Nana« in »Ghashiram« wurden all meine anderen Rollen daran gemessen, und der Vergleich fiel immer negativ aus. Ich erkannte, was für ein Nachteil es sein kann, wenn man gleich zu Beginn seiner Karriere so großen Erfolg hat. Ich war an einem Punkt angelangt, an dem ich sogar daran dachte, das Theaterspielen komplett an den Nagel zu hängen. GRIPS bot eine ideale Möglichkeit, meine beiden Leidenschaften zu kombinieren, das Studium menschlicher Gefühle und das Theater. In Berlin sah ich bei meinem Besuch zwei GRIPS-Stücke: »Medeas Kinder« und »Hart im Nehmen«.

»Medeas Kinder«? Sie meinen die Medea bei Euripides, die ihre Kinder tötete? Das ist ein Stück fürs Kindertheater?

Ja, aber es war nicht alles so wie bei Euripides. Der erste Teil folgte dem Original. Danach springt das Stück in die heutige Zeit und befasst sich mit den Problemen einer alleinerziehenden Mutter. Eine Umfrage von GRIPS hatte gezeigt, dass 20 Prozent der Kinder in Deutschland bei einem alleinerziehenden Elternteil aufwachsen, normalerweise bei der Mutter. Das Problem haben wir in Indien nicht, deshalb konnten wir es nicht für uns adaptieren. Andererseits wurden mir dadurch die Augen geöffnet, was die Stücke von GRIPS für Kinder bewirken können.

Sie haben in Interviews gesagt, dass die Arbeit mit GRIPS-Stücken die beste Ausbildung für Ihre Schauspieler gewesen sei, die sie finden konnten.

Das stimmt. Ein gutes Beispiel ist eine Übung, die der GRIPS-Regisseur Wolfgang Kolneder mit unseren Schauspielern machte. Er wollte ihnen verdeutlichen, dass es ein Unterschied ist, wie ein Kind zu spielen und als ein Kind zu spielen. Wenn man wie ein Kind spielt, erklärte er, wirkt man wie ein geistig behinderter Erwachsener. Es geht darum, die Kinder als Kinder anzusprechen, auf intelligente Weise. Hier haben Schauspieler oft Hemmungen. Schon dass erwachsene Schauspieler Kinder spielten, war etwas völlig Neues, und dass Themen aus dem Alltag von Kindern behandelt wurden, war noch nie dagewesen. Die Improvisationen, die Kolneder mit den Schauspielern machen wollte, funktionierten nicht. Mittendrin stieß jemand eine Glasvase um, die den Leuten gehörte, in deren Haus wir probten. Sofort schoben sich die Schauspieler gegenseitig die Schuld in die Schuhe. Wolfgang sagte: Jetzt spielt ihr, als ob ihr Kinder wärt. Ihr müsst die Gefühle einer realen Situation auf die Bühne bringen.

Wie kamen die Stücke an?

Wir hatten Hunderte Vorstellungen. Eltern wie Kinder waren fasziniert. Shrirang machte mit »Nako re Baba« eine sehr interessante Erfahrung. Eine Frau mit Kindern will wieder heiraten. Ein Paar sah sich das Stück zweimal an, mit den Kindern, um so ein Gespräch über mögliche Probleme in Gang zu bringen. Der Vater war nicht so selbstherrlich wie in »Nako re Baba«, aber trotzdem musste man über die neue Situation reden, und das Stück war der Ausgangspunkt.

Das GRIPS Theater erreichte in den 90er-Jahren auch andere Städte?

Ja. Ich hatte dem Max Mueller Bhavan ein dreijähriges Projekt vorgeschlagen, um Schauspieler, Autoren und Regisseure in Indien mit der Methode bekannt zu machen. Die beiden ersten Phasen waren für Schauspieler und Autoren. In der dritten Phase boten wir Regie-Workshops in Kalkutta, Bangalore und Delhi für »Max und Milli« auf Bengali, Hindi und Kannada an. Unser Vorbild war damals die Inszenierung des Stücks von Wolfgang Kolneder, der die Geschichte von den zwei gut situierten Geschwistern und einem Unterschichtskind als Begegnung zwischen zwei Brahmanenkindern und einem Jungen unterster Kastenzugehörigkeit in Szene setzte.

Gibt es einen Unterschied zwischen der ursprünglichen GRIPS-Philosophie zum Kindertheater und Ihrer eigenen? Und wie gingen Sie vor, als Sie die Idee dieses Theaters dem indischen Publikum vorstellten?

Meine Motivation, Stücke im GRIPS-Stil zu inszenieren, war anders als in der ursprünglichen GRIPS-Philosophie nicht politischer Natur. Meiner Ansicht nach erhielt die Auflösung der

Familien und die Situation der Kinder weder quantitativ noch qualitativ die Aufmerksamkeit, die ihr gebührte – das war meine Motivation. In den ersten zehn Jahren veranstaltete ich Workshops mit Eltern und Lehrern, um ihnen das Konzept des Theaters zu erklären. In Indien gibt es, anders als in Deutschland, keine Feindseligkeit zwischen den Generationen. Bei diesen Workshops wurden die Kinder unterhalten und die Eltern erzogen.

Wo steht das GRIPS Theater heute?

In diesem Jahr feiern wir unsere 25-jährige Zusammenarbeit mit GRIPS. Volker hat inzwischen seine Tätigkeit als Leiter niedergelegt, jetzt ist Stefan Fischer-Fels der neue GRIPS-Chef. Ich habe mich ebenfalls aus der aktiven Arbeit zurückgezogen, und Shrirang wird es mir bald nachtun. Wir beabsichtigen, uns offiziell von GRIPS zu verabschieden. Wir leben in einem neuen Zeitalter. Unsere Zeit mit GRIPS ist zu Ende. Als wir anfangen, gab es keine Handys und kein Internet. Wir befassten uns mit Themen, die damals aktuell waren, und verwendeten im Theater die Sprache unserer Zeit. Die neue Generation muss ihre eigenen Themen und ihre eigene Sprache finden. Wir wollen daher unsere 25 Jahre mit GRIPS feiern und all jenen, die mit uns zusammengearbeitet haben, unsere Anerkennung aussprechen. Wir planen, unsere drei erfolgreichsten Stücke aufzuführen; außerdem ist ein neues Stück in Vorbereitung. Wir wünschen uns, dass das der Höhepunkt unserer 25-jährigen Reise mit GRIPS wird.

► WWW.GOETHE.DE/INDIEN



Mohan Agashe, geboren 1947, ist Psychiater, Theater- und Filmschauspieler und leitete bis 2001 die größte Filmhochschule Indiens in Pune. Seit 1994 führt er das Asian Resource Center »Developing Awareness Through Entertainment« (Bewusstsein entwickeln durch Unterhaltung).



Die vielfach preisgekrönte Schriftstellerin, Journalistin und Übersetzerin **Shanta Gokhale**, geboren 1931, lebt und arbeitet in Mumbai. Sie schrieb zahlreiche Theaterstücke, Drehbücher sowie Kolumnen über Kunst und Kultur für die Times of India, Mid-Day, den Mumbai Mirror, Loksatta und Saptahik Sakal.

»WIR DUZEN UNS, ODER?«

GESCHICHTEN AUS DEM GOETHE-ALLTAG

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die in der Rotationslaufbahn des Goethe-Instituts tätig sind, tauchen alle fünf bis sechs Jahre in eine andere Kultur ein. Dabei schützen weder gründliche Vorbereitung noch eine entspannte Haltung vor Missverständnissen.

GASOSA, DER BESCHLEUNIGER

Schon in Sofia, meinem ersten Entsendungsort, lernte ich schnell, dass gewisse Dinge nur gegen besondere Leistungen zu haben waren, beziehungsweise nur funktionierten, wenn man jemanden kannte, der jemanden kannte, der einem gewogen war. Und da Bestechung schon im Vokabular eines anständigen Goethe-Mitarbeiters nicht vorkam, musste man darauf achten, dass man eben jemanden kannte, der jemanden kannte, der ...

Meine Lieblingsgeschichte aus Angola zu diesem Thema lautet so: Kurz vor der offiziellen Eröffnung des Goethe-Instituts hauchte unser Generator sein Leben aus und ich musste in aller Eile für Ersatz sorgen. So erhielt ich auch in wenigen Stunden einen neuen Generator, der aber ebenfalls keinen Strom produzieren wollte. Die Techniker machten betroffene Gesichter und liefen emsig hin und her und diskutierten laut, bis ich fragte, was das Problem sei. Da zu dieser Zeit mein angolantisches Portugiesisch noch sehr gegen Null tendierte, habe ich wenig verstanden, außer den Hinweis, dass es eine bestimmte Situation gäbe und nur ein Gasosa eventuell helfen könne, diese zu ändern. In mein Büro zurückgekehrt, konsultierte ich mein Wörterbuch und las, dass ein Gasosa eine Limonade sei. Dies leuchtete mir sofort ein, da draußen weit über 30 Grad herrschten und die Arbeiter in der prallen Sonne arbeiten mussten. Ich besorgte einige eisgekühlte Getränke und glaubte damit, den Arbeitsstau zu überwinden.

Die Gesichter der Männer werde ich nie vergessen, als ich mit den Limonadenbüchsen bei ihnen auftauchte und mein Gasosa aufsuchte. An diesem Abend funktionierte der neue Generator auch weiterhin nicht. Erst später erfuhr ich durch einen Freund, dass Gasosa in diesem Kontext eine Art Beschleuniger oder auch Hilfsmittel in Form von Pekuniärem darstellt und ich das Wörterbuch zu wörtlich genommen hatte. Ein Schelm, der da ans Schmierden denkt?



Bevor **Stefan Hüsgen** die Leitung des Goethe-Instituts in Buenos Aires übernahm, baute er von 2008 bis 2010 das Goethe-Institut in Luanda auf.

VERSprochen – ODER VERLOBT?

Ausgerechnet Japan – habe nun ach, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch durchaus studiert, in Bonn und Toulouse, da steh ich nun ich armer Tor, im fremden Tokyo und wieder mal heißt es, von Null anfangen. Nicht dass nicht etwa auch Rom, Barcelona oder Paris im Angebot gewesen wären, doch die unergründliche Weisheit der Personalabteilung versetzte ausgerechnet mich, den Romanisten, ins Land der aufgehenden Sonne. Immerhin ist man »bei Goethe« ja gut eingebettet –, durfte ich doch die ersten wohnungslosen Wochen nach Ankunft erst einmal im Gästezimmer des Instituts residieren.

Zudem wurde das Kennenlernen der so fremden neuen Umgebung nicht nur durch gute Ratschläge der kundigen Kollegen erleichtert, sondern auch durch die Gespräche mit den Klassen, die ich im Namen Goethes ab sofort zu betreuen hatte. In meinem Fall war dies vor allem ein Intensivkurs, zwölf aufrechte Samurai, die es gleich dreimal in der Woche jeweils vier Stunden lang mit den Tücken von Akkusativ und Konjunktiv aufnahmen. Das schweißt zusammen. Gleich in der ersten Woche verlängerten wir das Lernen mit einem gemeinsamen Restaurantbesuch und den erwachsenen Schülern tat es sichtbar gut, im gemeinsamen Gespräch selbst in die Lehrerrolle schlüpfen zu können, um ihren landesunkundigen neuen »Sensei« bei seiner Integration in die neue Umgebung zu beraten.

Harukos Englisch war ganz besonders gut und sie hatte mindestens ebenso viele Fragen zu Deutschland wie ich zu Japan. So lag es nahe, dass wir für einen der Unterrichtstage ein gemeinsames Mittagessen verabredeten. »Ich habe Sushi gemacht« verkündete Haruko nach erfolgreich absolviertem Unterrichtpensum zur Freude des ebenso hungrigen wie wissensdurstigen Lehrers. Das wohlgeschmeckende Mittagessen wurde prompt im nahen Park verspeist. Ein Kaffee noch im Panoramarestaurant des naheliegenden Großhotels und schon wirkte die neue Heimat nicht mehr ganz so fremd.

Als hilfreich bei der Beheimatung in der neuen Umgebung erwies sich auch die »Weltsprache Fußball«. Die pünktlich zu meinem Einstieg in Tokyo startende Fußball-Weltmeisterschaft bewegte auch in Japan die Gemüter. Nach einem besonders spannenden Spiel, in dem es Italien in bewährter »Last-Minute-Manier« gelang, die überraschend starken Bulgaren mit 2:1 niederzuringen, eilte ich beseelt zur nächsten Telefonzelle, um mit meinem Freund Marino das Ganze noch kurz nachzubereiten und dann müde, aber glücklich um 5.30 Uhr morgens ins Bett zu sinken. Wie gut, dass der nächste Tag keine Unterrichtsverpflichtungen mit sich brachte – Zeit zum Ausschlafen ... Dachte ich jedenfalls: Kaum 90 Minuten später klingelte das Telefon. Am Apparat Frau Kaufmann, meine

Chefin. Dankenswerterweise erstickte sie sogleich mein aufflammendes schlechtes Gewissen – nein, ich hatte mich nicht im Tag vertan, ich hatte frei und den Schlaf ganz sicher verdient, aber da sei diese Schülerin Haruko, die mich unbedingt zu sprechen wünschte. Schon bei den ersten Sätzen am Telefon wurde mir klar, dass es ein Ende hatte mit dem Schlaf. Haruko habe etwas Bedeutendes mit mir zu besprechen, direkt, jetzt und unter vier Augen.

Mein Zustand verlangte nach Koffein, so begaben wir uns in eine nahe gelegene Filiale der Kaffeekeite Doutour, wo ich nach dem zweiten Kaffee zu verstehen glaubte, dass wir jetzt verlobt seien. Spätestens nach dem bedeutungsvollen gemeinsamen Mittagessen sei ja wohl alles klar. Zwei Tassen später wurde mir klar, dass hier ein ernstes Missverständnis geklärt werden musste. Um es kurz zu machen: Der Schlafentzug half wohl die deutlichen Worte zu finden, derer es am Ende wirklich bedurfte, nachdem ich mein Nein zunächst noch so indirekt formulierte, wie es der Reiseführer für Japan empfahl. Haruko kam trotzdem weiter pünktlich zu den Kursen, die Augen verdeckt von einer riesigen Sonnenbrille, und ich erwartete minütlich den tödlichen Stich mit einer japanischen Haarnadel. Meine nächsten Kurse begann ich zur Sicherheit dann stets mit der Erwähnung meiner deutschen Verlobten und unserer Heiratspläne. So habe ich den Dienort Japan überlebt – unverheiratet.



P.S: Sechs Jahre später bin ich dann doch zum Standesamt gezogen und habe geheiratet, in Neuseeland – eine Japanerin.

Christoph Mücher ist Pressesprecher und leitet den Bereich Öffentlichkeitsarbeit in der Zentrale des Goethe-Instituts.

MEIN FREUND, DER BAUM

Australien und seine 22 Millionen Einwohner sind zu Recht stolz auf ihre einmalige Flora und Fauna. Beuteltiere jeglicher Art, aber auch 700 Arten von Eukalyptus wachsen auf dem fünften Kontinent – und die müssen vor fremden Einflüssen geschützt werden. Das meint auch der australische Zoll – und bereitet dem Goethe-Institut damit bisweilen erhebliche Kopfschmerzen. So fand sich in einer Ausstellung, die aus Deutschland eingeführt wurde und die wir am »Sydney College of the Arts« zeigen wollten, tatsächlich ein Kunstwerk, das aus einem ursprünglich australischen Baum bestand: Schwer, fast schon muskulös und an beiden Enden etwas zerzaust, symbolisierte dieser liegende Baum Werden und Vergänglichkeit, Dauerhaftigkeit und Ende. Der australische Baum nennen wir ihn: *Eucalyptus acaciiformis* in der deutschen Ausstellung durfte aber sein Heimatland nicht wieder betreten: Die Zollinspektoren schauten entsetzt in die Kisten

und antworteten mit einem freundlichen aber kategorischen »Njet – der Baum bleibt draußen«.

Verbindlich und verantwortlich, wie es die Art des Goethe-Instituts ist, informierten wir die Kuratoren der Ausstellung über das unerwartete Problem. Diese antworteten ebenso bestimmt und in Abstimmung mit der Künstlerin: »Der Baum muss rein«. Unser Kompromissvorschlag war dann dieser: Wenn der ursprüngliche Kunstbaum nicht rein darf, dann suchen wir einen neuen, der bereits im Land ist. Nach erheblichen Mühen und Gewissenbissen wurden diverse Objekte gefunden – umweltschonend und mit durchaus politischem Kalkül – in einem Abholzungsgebiet außerhalb Sydneys, wo wieder einmal eine Umgehungsstraße gebaut wurde. Fotos der potenziellen Baumopfer gingen um die Welt und man einigte sich auf einen Kandidaten, der, aus seinem Revier entfernt, zur Kunst erhoben werden sollte.

Nach umfangreichen Behördengängen wurde die Fällgenehmigung erteilt, Bagger rückten an, Sägen wurden angeworfen, da erreichte uns kurz vor zwölf eine einstweilige Verfügung der Künstlerin: Ein Fremdbaum in der Ausstellung sei doch nicht im Sinne des Erfinders und wir sollten das Sägen bitte sein lassen. Ansonsten ... und dies bleibt unser Geheimnis! Statt des ursprünglichen oder des neuen Baums (wahrscheinlich war es ohnehin ein *Eucalyptus alaticaulis*) wurden Werden und Vergehen nun mit einer Kreidezeichnung im Umriss eines gefälltten Baumes dargestellt sowie auf einer kleinen Tafel, die Respekt bezeugte vor der einmaligen Flora des Gastlandes. Unser Freund, der Baum – er war dann doch nicht tot, es sein denn, die Umgehungsstraße musste tatsächlich gebaut werden.

An alle Besucher Australiens: Bitte lassen Sie Objekte, die das ökologische Gleichgewicht stören könnten, zu Hause; dies



betrifft auch Ziegenhaar, Fettecken, Laubinstallationen und Butterbrote!

Klaus Krischok ist Leiter des Goethe-Instituts Australien. Im September 2011 übernimmt er die Leitung des Goethe-Instituts in Tel Aviv.

»WIR DUZEN UNS, ODER?«

Es war ein heißer Nachmittag Anfang Juni. Seit einer Ewigkeit wartete ich beim »Stadtdezernenten für Baudenkmäler« in Neapel. Für mein Institut suchte ich damals nach einer neuen Unterkunft und hatte mich an die Stadtverwaltung für die Vermittlung eines geeigneten Objektes gewandt. Eine Tür ging plötzlich auf, eine bildhübsche Frau mit langem schwarzem, seidigem Haar erschien. Sie ging an mir vorbei, lächelte mich kurz an und verschwand hinter der gegenüberliegenden Tür, die zum Vorzimmer des Assessors führte. Nach ein paar Minuten ging die gleiche Tür wieder auf, ein blondes, langhaariges Wesen schlüpfte jetzt heraus. Die Luft roch stark nach Zigarettenrauch. Waren die jungen Frauen der Grund für die lange Wartezeit? Ich war mit dieser Frage beschäftigt, als die Tür sich erneut öffnete und eine dritte Schönheit erschien. Sie winkte mir mit der Hand, ich sollte näher treten. Ich befand mich nun in einer kleinen Diele mit drei Türen. Zwei davon waren geschlossen, vor der einzigen offenen Tür stand ein adretter Mann. Er streckte mir die Hand entgegen und lächelte jovial. Der Assessor sei heute leider verhindert, aber er, sein Vize, würde mir gerne helfen. Er führte mich in sein Büro. »Du bist jung. Wir duzen uns, oder?« Meine Verblüffung war groß. Wir kannten uns gerade zwei Sekunden, und schon duzte er mich? Ingeheim fragte ich mich auch, ob er mich mit den leichtlebigen Mädchen verwechselt hatte, die bei ihm ein- und ausgingen. Der Adonis zeigte mir Pläne von verschiedenen Wohnungen und Büros. Dabei zwinkerte er mir unverwandt zu. Oh je, oh je – dachte ich – nun erlebe ich auch noch die Anmache des homo italicus. Als ich ein Objekt ausgesucht hatte, rief er ein begeistertes »benissimo« aus. Er könne es mir gerne zeigen. Morgen Abend? schlug er mit einem Panorama-Lächeln vor. Er würde mich mit seinem Wagen abholen. »Benissimo«, mein Lieber – dachte ich –, und dann gehen wir essen und dann ... Ich bedankte mich und verabschiedete mich hastig. So stand ich wieder in der kleinen Diele. Eine Tür war jetzt offen und gab den Blick frei auf eine Art Besenkammer, die wiederum zu einem Balkönchen führte. Dort stand die Schwarzhaarige und rauchte genüsslich. Da man in Italien in öffentlichen Gebäuden nicht rauchen darf, war der Balkon die einzige Raucherzone. Kein Harem, wie voreilig vermutet.

Und mein Adonis? Heute weiß ich: Südtaliener sind unglaublich freundlich und hilfsbereit. Sie duzen einen nun mal sehr schnell. Das »Sie« ist eher älteren Herrschaften vorbehalten. Den Vize des Dezernenten sah ich übrigens nach vier Wochen wieder: Arm in Arm mit einem jungen Neapolitaner beim Christopher Street Day.



Maria Carmen Morese ist seit 2005 Leiterin des Goethe-Instituts in Neapel.

GOOD BYE, SCHÖNER MANN!

Es wird wohl kaum einen deutschen Kinogänger geben, dem diese Szene in »Good Bye, Lenin!« überhaupt aufgefallen oder gar in Erinnerung geblieben ist: Der Freund von Alex' (alias Daniel Brühls) Schwester kämpft im Schlafzimmer mit einer Jalousie. Man sieht ihn erst von hinten, er dreht sich um, und man sieht ihn für den Bruchteil einer Sekunde lang – nackt.

Nicht der Rede Wert? Doch! Beim Deutschen Filmfestival in Kabul. 2002 wurde das Goethe-Institut Afghanistan wiedereröffnet, 2004 haben zwei Kuratorinnen für das Institut ein Programm mit Highlights des deutschen Films zusammengestellt: Von »Emil und die Detektive« aus dem Jahr 1931 bis eben »Good Bye, Lenin!« aus dem Jahr 2003. Ein Kriterium für die Auswahl war natürlich, dass die Filme »Scharia-tauglich« sein mussten, das heißt, keine alkoholischen oder sonstigen »Exzesse« zeigen. Zusätzlich gingen die zehn Filme, da sie in einem öffentlichen Kino aufgeführt wurden, durch die afghanische Zensur. Die monierte in »Good Bye, Lenin!« auch prompt eine Nachtclub-Szene, die daraufhin aus der 35mm-Kopie herausgeschnitten wurde.

Was aber beim zensorischen Schnelldurchlauf wohl alle übersehen, war die oben beschriebene »Nackt-Szene«, die dann aber bei der Eröffnung durchaus auffiel. »Das ist nicht gut für unsere Frauen«, lautete einer der freundlicheren Kommentare. Als verantwortungsbewusste Mitarbeiter sahen wir uns gezwungen, die drohende Welle der Empörung im Keim zu ersticken: Bei den Wiederholungsvorstellungen deckten wir das Objektiv des Projektors einfach eine Sekunde lang mit der Hand ab – und der nackte Mann blieb unsichtbar.



Arne Schneider, verantwortlich für die Interne Kommunikation in der Zentrale des Goethe-Instituts in München, war von 2003 bis 2005 Leiter der Sprachabteilung und stellvertretender Leiter des Goethe-Instituts Afghanistan.

MULTIKULTI MITTEN IM EIGENEN BÜRO

Interkulturelle Missverständnisse – da möchte man doch gleich die Geschichte erzählen, wie man damals in Japan ... aber was genau war »interkulturell« an meinem Missverständnis? Was heißt überhaupt interkulturell? Manchmal zweifle ich daran, dass ich noch einmal begreifen werde, was dieses in unserem Beruf so gern gebrauchte Wort bedeutet. Sind Missverständnisse nur dann interkulturell, wenn sie mir in China, Japan oder Indien unterlaufen? Können sie auch in Frankreich, Holland und Bulgarien passieren? Oder gar zwischen Münchnern und Berlinern? Sind am Ende die gelegentlichen Missverständnisse zwischen meiner Frau und mir auch interkultureller Art, wo doch Männer vom Mars und Frauen von der Venus sind?

Fest steht: Es gibt Kultur. Und es gibt Kulturen. Freilich nicht mehr oder noch nie im Sinne einer Humboldtschen Systematik der Weltkulturen. Vor mehr als fünfzig Jahren sprach C. P. Snow von den »zwei Kulturen«, der literarischen und der naturwissenschaftlich-technischen Kultur, und er war skeptisch, was die Überbrückung dieses Gegensatzes angeht. Snows zwei Kulturen existieren bis heute eher nebeneinander als miteinander – etwa in der Betriebskultur des Goethe-Instituts.

Dort findet man vorwiegend Geisteswissenschaftler, die Manager spielen, was man selbst schon für ein interkulturelles Missverständnis halten kann. Was wäre besser: dass die Geisteswissenschaftler aufhörten, Manager zu spielen und wieder taten, was sie am besten können, oder dass die Geisteswissenschaftler nach und nach durch Manager ersetzt würden, die dann richtig und nur managen würden?

Wenn ich mit Betriebswirten, Beratern, Controllern und Evaluatoren spreche, fühle ich mich eher interkulturellen Missverständnissen ausgesetzt, als wenn ich mich in Indien, Brasilien oder Japan mit meinesgleichen unterhalte. Solche Missverständnisse sind nicht unbedingt ein Problem. Im Gegenteil, die Unterschiede, die sie ans Licht bringen, können produktiv und erhellend sein. So gesehen, freue ich mich schon auf das nächste interkulturelle Missverständnis, mitten im eigenen Büro.



Christoph Bartmann ist Chef der Abteilung Kultur und Information in der Zentrale des Goethe-Instituts in München. Im Juli 2011 geht er als Leiter der Region Nordamerika nach New York.



Kursteilnehmer des Goethe-Instituts Neapel, 1974

Als »eines der schönsten Ehrenämter der Bundesrepublik« bezeichnete Jutta Limbach bei ihrem Abschied 2008 das Amt des Präsidenten des Goethe-Instituts. Neun Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens standen seit seiner Gründung dem Institut vor, waren für die Richtlinien der Arbeit und die langfristige konzeptionelle Planung verantwortlich: Kurt Magnus (1951–1962), Max Grasmann (1962–1963), Peter H. Pfeiffer (1963–1971), Hans von Herwarth (1971–1977), Klaus von Bismarck (1977–1989), Hans Heigert (1989–1993), Hilmar Hoffmann (1993–2001), Jutta Limbach (2002–2008) und Klaus-Dieter Lehmann (seit 2008). Im Jubiläumsjahr haben wir den amtierenden Präsidenten, Klaus-Dieter Lehmann, und dessen Vorgänger Jutta Limbach und Hilmar Hoffmann um ihre ganz persönliche (Zwischen-)Bilanz gebeten.

HILMAR HOFFMANN

1 Was haben Sie an Ihrer Arbeit am meisten geliebt?

Die unprätentiöse Teamarbeit im Institut und die Effizienz der Mitarbeiter in den über fünfzig Goethe-Instituten weltweit, die ich besuchen durfte.

2 Was war die schwerste Krise, die Sie als Präsident des Goethe-Institutes durchstehen mussten?

Die schwerste Krise während meiner neun Jahre verdankt das Goethe-Institut Bundeskanzler Gerhard Schröder, der mit brutalstem Gestus 22 Institute schließen wollte. In meinem über ein Interview in der Süddeutschen erzwungenen Gespräch mit ihm konnte ich den Kanzler mit der Verheißung überreden, sich als Retter von elf Instituten aufzuschwingen, indem er seine Forderung schlicht halbiert.

3 Was war Ihr größter Erfolg?

Die Gründung von 19 Goethe-Instituten, besonders jene in Ramallah, Havanna, Johannesburg, St. Petersburg, Hanoi, Taschkent, Sarajewo sowie in Weimar und Dresden.

4 An welche Veranstaltung denken Sie am liebsten zurück?

An das große deutsche Kulturfestival in Neu-Delhi, das Joschka Fischer eröffnet hat.

5 Ihr größtes Missgeschick?

Dass ich unserem prominenten Mitglied Hildegard Hamm-Brücher einmal das Wort entzogen habe, nachdem sie – »nur ein Zwischenruf« – die Zeit dafür weit überschritten hatte. Meinen Canossa-Gang habe ich selbstverständlich absolviert.

6 Ihr glücklichster Moment?

Meine Begegnung mit Itzhak Rabin und später mit Yassir Arafat, um ohne diplomatische Verwicklungen ein Goethe-Institut im palästinensischen Ramallah eröffnen zu können, sowie ein kurzes, von Helmut Kohl vermitteltes Gespräch mit Nelson Mandela über die Etablierung eines Goethe-Instituts in Johannesburg.

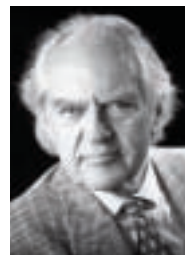
7 Wenn Sie an die kommenden zehn Jahre denken, wo liegt die größte Gefahr für das Goethe-Institut?

Dass das Goethe-Institut nicht die seiner Bedeutung gemäße Zuwendung erfahren wird, solange sich die beiden obersten Spitzen im Auswärtigen Amt mit ihrem eigenen politischen Überleben beschäftigen.

8 Und wo liegen die größten Chancen?

In der Nachwuchsförderung bei höher gelegter Anspruchslatte, wobei neben solider Kompetenz altruistisches Ethos und affektiver kosmopolitischer Ehrgeiz auf der Werteskala ganz oben stehen sollten: »Von Herzen kosmopolitisch« hatte schon Thomas Mann als Tugend empfohlen.

9 Welchen Rat möchten Sie dem Goethe-Institut für die nächsten Jahre mit auf den Weg geben?



Hartnäckig das latente Desinteresse einer Politik öffentlich anprangern, der das kulturelle Gewissen abhandeln zu kommen scheint.

JUTTA LIMBACH

1 Was haben Sie an Ihrer Arbeit am meisten geliebt?

Die Internationalität und Weltoffenheit der im Goethe-Institut arbeitenden Menschen diesseits und jenseits der Landesgrenzen.

2 Was war die schwerste Krise, die Sie als Präsidentin des Goethe-Instituts durchstehen mussten?

Der Erlass des Koch-Steinbrückschen Subventionspapiers, kraft dessen die Kulturförderung als Subvention betrachtet werden sollte.

3 Was war Ihr größter Erfolg?

Die Eröffnung des Lesesaals in Pjöngjang war zu meiner Zeit der größte Erfolg des Goethe-Instituts – umso trauriger bin ich über dessen Schließung.

4 An welche Veranstaltung denken Sie am liebsten zurück?

An den Kongress »Die Macht der Sprache« in der Berliner Akademie der Künste.

5 Ihr größtes Missgeschick?

Der Wechsel von drei Generalsekretären in zwei Jahren.

6 Ihr glücklichster Moment?

Die Verleihung des Prinz-von-Asturien-Preises an das Goethe-Institut, gemeinsam mit der Alliance française, dem British Council, dem Instituto Cervantes, dem Instituto Camões und der Società Dante Alighieri.

7 Wenn Sie an die kommenden zehn Jahre denken, wo liegt die größte Gefahr für das Goethe-Institut?

In den knappen öffentlichen Mitteln.

8 Und wo liegen die größten Chancen?

In der Zusammenarbeit der europäischen Kulturinstitute.

9 Welchen Rat möchten Sie dem Goethe-Institut für die nächsten Jahre mit auf den Weg geben?

Ein gelassenes, aus dem Geschichtsbewusstsein fließendes Selbstvertrauen zu bewahren und den Ausbau der europäischen und internationalen kulturellen Kooperation mit anderen Instituten zu fördern, ohne sich dabei als deutsches Kulturinstitut selbst zu verlieren.



KLAUS-DIETER LEHMANN

1 Was lieben Sie an Ihrer Arbeit am meisten?

Dass ich meine gesamten beruflichen Erfahrungen in die Arbeit des Goethe-Instituts einbringen kann.

2 Was war die schwerste Krise, die Sie als Präsident des Goethe-Instituts durchstehen mussten?

Die Haushaltsverhandlungen für 2011, bei denen trotz tiefgreifender Reformen, dem erfolgreichsten Jahr 2010 und konstruktiven Einsparvorschlägen unbegründete Kürzungen durchgesetzt werden sollten. Sie konnten dann aber erfolgreich abgewehrt werden.

3 Was war Ihr größter Erfolg?

Die gemeinsame Durchsetzung der PASCH-Schulen.

4 An welche Veranstaltung denken Sie am liebsten zurück?

An die 50-Jahr-Feiern, die 2010 an fünf Goethe-Instituten in Indien gleichzeitig stattfanden. Und an den Mauerfall des Goethe-Instituts in Johannesburg – 20 Jahre nach dem Mauerfall in Berlin.

5 Ihr größtes Missgeschick?

Wenn keines aufgefallen ist, dann bleibt es mein Geheimnis.

6 Ihr glücklichster Moment?

Die jährliche Verleihung der Goethe-Medaille in Weimar an Persönlichkeiten, die sich um die deutsche Sprache und die internationale Zusammenarbeit im Ausland verdient gemacht haben.

7 Wenn Sie an die kommenden zehn Jahre denken, wo liegt die größte Gefahr für das Goethe-Institut?

In einem Umzug nach Berlin, weil dann für längere Zeit alle Energie und Kraft durch Umzugsdebatten und Pläne der wichtigen operativen Goethe-Arbeit verloren ginge.

8 Und wo liegen die größten Chancen?

In der Unabhängigkeit des Goethe-Instituts.

9 Welche Pläne haben Sie für die nächsten 10 Jahre?

Mich zur Wiederwahl zu stellen.



GOETHE-SZENEN

VON DEN 80ER-JAHREN BIS HEUTE



MADRID 1981

Jürgen Habermas beim Symposium
»Die Philosophie als Platzhalter
und Interpret« im Goethe-Institut



TEL AVIV 1980

Werbung für eine Plakatausstellung von Klaus Staack

MÜNCHEN 1982



Ingo Rott und
Heinz Wilms



KOLKATA 1981



Einladung zum »Open Day« im Goethe-Institut

ABIDJAN 1983



Bundespräsident Carstens im Goethe-Institut

PEKING 1983

Helmut Schmidt



BELGRAD 1985



Filmvorführung der Heimat-Trilogie von Edgar Reitz

ABIDJAN 1983



Ausstellungseröffnung im Goethe-Institut

ROM 1983



Claus Peymann, Franco Quadri und Paolo Ricca bei einem Seminar über Theater in Deutschland

KOPENHAGEN 1985



»Theater der Zukunft«
Workshop mit Susanne Linke

TUNIS 1989

TOKYO 1987



»Asian Cello«



BRÜSSEL 1984



Caspar Brötzmann

»Nachdenken über Deutschland«: Stefan Heym, Karel Hemmerechts und Günter Grass im Palast der Schönen Künste

Eröffnung des Goethe-Instituts

MOSKAU 1992



Klaus Kinkel auf dem Weg zur Eröffnung des Goethe-Instituts Moskau, 1992

KRAKAU 1994



Werner Herzog

MÜNCHEN 1996



Horst Harnischfeger, Generalsekretär des Goethe-Instituts von 1976-1996 und 2003

KRAKAU 1992



Eröffnung des Goethe-Instituts: Katja Lange-Müller und
Institutsleiter Peter C. Seel

BRATISLAVA 1994



Daniel Libeskind

Ausstellung des Goethe-Instituts Buenos Aires »Schritte zur Flucht von der Arbeit zum Tun« im Museum Ludwig

KÖLN 2004



HANOI 2005



»Cocoon«: Installation von Nguyen Xuan Hoang im Goethe-Institut

MOSKAU 2005



Nina Hoss und Sven Lehmann

RIGA 2003



Jutta Limbach und Institutsleiterin Sabine Belz
Der Chor der Zhambly-Staatsphilharmonie singt die Johannes-Passion

ALMATY 2004



Das Goethe-Institut Riga feiert sein 10-jähriges Jubiläum

YAOUNDÉ 2007



Dreharbeiten zu dem Dokumentarfilm »Koundj et le jeudi national« von Ariane Astrid Atodj

NANJING 2007



»Deutschland und China – Gemeinsam in Bewegung«: Lutz Förster in der Theaterschule von Jiangsu

RIGA 2007



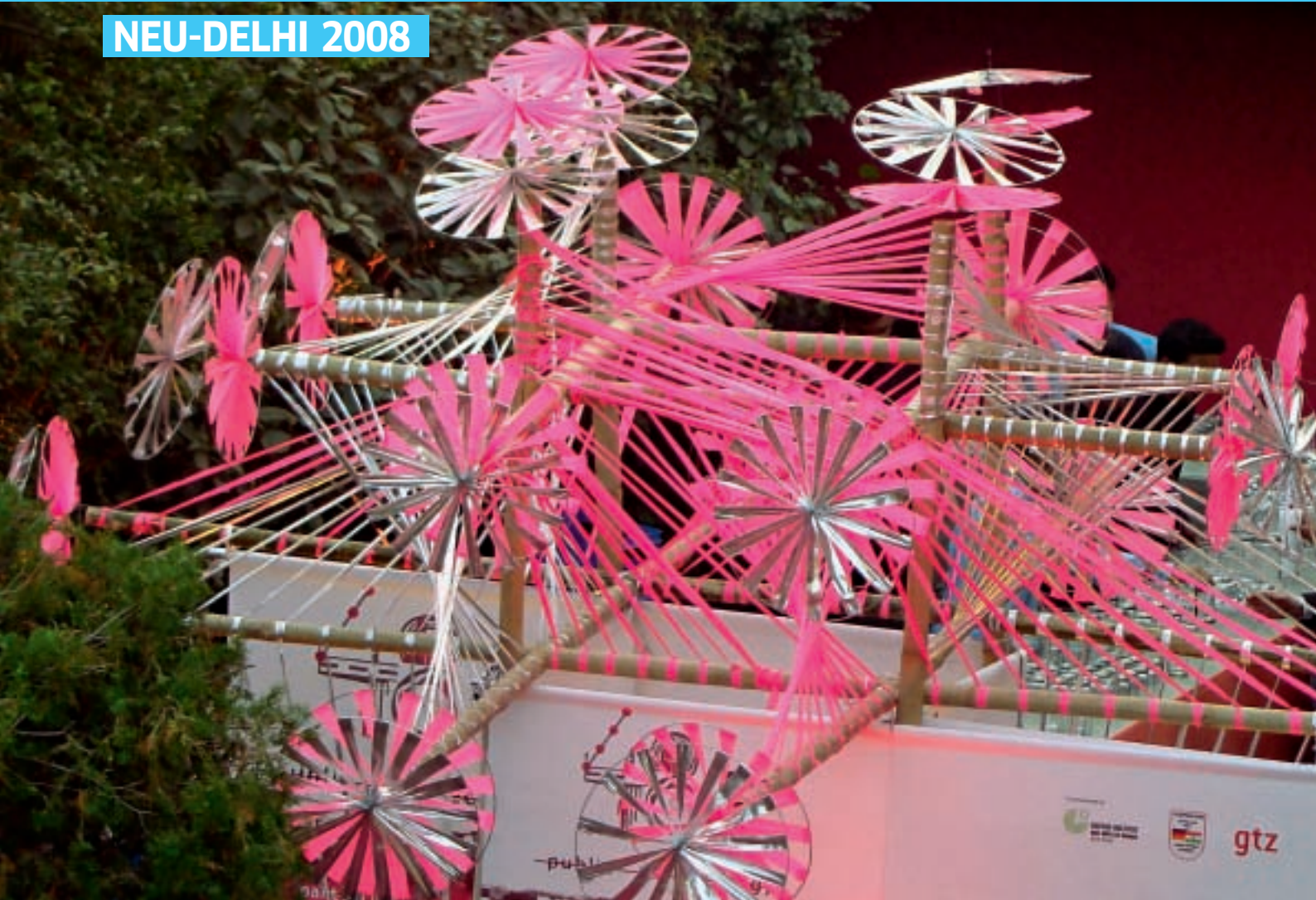
Staatspräsidentin Vaira Vīķe-Freiberga und Marianne Birthler

SÃO PAULO 2007

Christoph Schlingensiefel, »O Trem Fantasma«



NEU-DELHI 2008



»Kunst bei 48 Grad«; Eröffnung des ersten Festivals für zeitgenössische Kunst im öffentlichen Raum in Indien

RIO DE JANEIRO 2009



Adrián Villar Rojas, »Mi Familia Muerta«,
Ausstellung »Die gefrorene Zeit«

DRESDEN 2009



»After the Fall«: »Für alle reicht es nicht« von Dirk Laucke

KRAKAU 2009



»After the Fall«: »Warten auf den Türken« von André Stasiuk

JOHANNESBURG 2010



PASCH-Schüler

»Red Ants«: Die Ausstellung in GoetheonMain, dem Projektraum des Goethe-Instituts in Johannesburg, zeigt Bilder gewaltsamer Häuserräumungen von Moshe Sekete und Kabelo Mofokeng

JOHANNESBURG 2009



BERLIN 2009



SANAA 2009



Die »Mauerreise« im Jemen:
Reema Quasim gestaltet ihren Stein

Das Ende der »Mauerreise«: »Fest der Freiheit« am 9. November 2009 am Brandenburger Tor

TALLINN 2011



»gateways. Kunst und vernetzte Kultur«,
Installation von Jenny Marketon

IMPRESSUM Herausgeber © 2011 Goethe-Institut e. V. Zentrale, Dachauer Straße 122, 80637 München, www.goethe.de · Redaktion Gabriele Stiller-Kern · Bildredaktion Bettina Siegart und Gabriele Stiller-Kern · Mitarbeit: Christoph Mücher, Regina Peper, Thomas Röbbke, Anne-Kathrin Lange, Rüdiger Heise · V.i.S.d.P. Prof. Dr. Michael Jeismann · Gestaltung *fernkopie* · Schlusskorrektur Claus Martin Kraft und Claudius Prößer · Druck DruckVerlag Kettler GmbH Bönen

BILDNACHWEIS Umschlag S.2: Michael Friedel; S.2: Heuss: Anand Raj; Frisch, Grass, Kohl, Biermann/Lustiger: Goethe-Institut Archiv, Beuys: Bernhard Wittek, Wolf: Vincenzo Flore; S.3: Doldinger und Ebstein: Michael Friedel, alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.4: Weizsäcker/ von Bismarck: Erika Rabau; Enzensberger, Rau, Habermas, Clueso, Schlöndorff: Goethe-Institut Archiv, Scorpions: Chris Kissandjekian, Schlingensief: Goethe-Institut São Paulo, Koelbl: Tomasz Fürst; S.5: Fischer/Bubitz, Pina Bausch, Hoffmann, Schipper/Dresen: Goethe-Institut Archiv, Verne: Laurent Muller, Dörrie: Sebastian Huber, Waltz: André Rival, Revolverheld: Revolverheld; S.6: Link: Wirtschaftswoche, Müllrich: Marlon Klein, Merkel: Marcos Gittis, Bargeld: Thomas Rabsch, Castorf: Goethe-Institut Archiv, Nieswandt: Hans Nieswandt, Barenboim: João Martins; S.7: Goethe-Institut; S.8: Michael Friedel; S.9: Goethe-Institut; S.11: Goethe-Institut; S.12: Kurs- teilnehmerinnen: Anders Holmquist, Brandt und Fonda: Sam Schulmann/Bettmann/CORBIS, alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.13: Goethe-Institut Sydney: John Fairfax, São Paulo und Jakarta: Michael Friedel, Sprachschüler: Marlis Kappelhoff, Schmidt: Goethe-Institut Archiv; S.14: Next Wave Festival: Klaus Lefebvre, Wilder: Goethe-Institut Los Angeles, alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.15: André: Manu Theobald/Siemens Art Program, Sarajevo: Goethe-Institut Sarajevo, Die Tropen: Ana Colla, Tondo-Rap: Roman Rivierre; S.16: Iserlohn: Dieter Glade, alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.17: Dieter Glade; S.18: Goethe-Institut Archiv; S.19: Kopenhagen: Goethe-Institut Archiv, London: Michael Friedel, Arosa: Dieter Glade; S.20: Manfred Manke; S.21: Amsterdam und Medellin: Michael Friedel, alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.22: Toulouse: Herbert Seiler, alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.23: Izmir und Nancy: Herbert Seiler, alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.24: Westerwelle: Thomas Trutschel/Phototek, Lehmann und Steinmeier: Petra Siewert, Genscher: Goethe-Institut Archiv; S.25: Auswärtiges Amt; S.26: SPD-Fraktion; S.27: FDP-Fraktion; S.28: Bücherbus: Jonas Witsch; Timm: Isolde Ohlbaum; S.30: Radio Bremen; S.31: Kluge: Goethe-Institut Madrid, Tuckermann: Scholpan KysaiBaewa; S.32: Michael Friedel; S.35: Goethe-Institut Tallinn; S.36: Manila: Michael Friedel, Karachi: Syed Irshad Ali, Helsinki: Volker von Bonin, Lyon: Studio Martin, Paris: S.37: Goethe-Institut Archiv; S.38: Goethe-Institut Kairo; S.40: privat; S.41: Gloria Griegoleit (oben), Dina Koschorrek (unten); S.43: Isolde Ohlbaum; S.44: Richard Streeks; S.45: Luise Pfefferkorn; S.46: privat; S.47: Schwäbisch Hall und Erfstadt-Liblar: Michael Friedel, Murnau: Sabine Costa; S.48: Michael Friedel; S.49: Michael Friedel; S.50: Michael Friedel; S.51: Deutsche Bank; S.52: Würth-Gruppe; S.53: Catrin Moritz, Merck KGaA; S.54: Joachim Helbig (oben), Leandro Lima und Gisela Mota (unten); S.54: Agência Brasil; S.58/59: Wang Sai; S.60: Goethe-Institut Peking; S.61: privat; S.63: Michael Friedel; S.64: Picture Alliance/dpa; S.66: Lara Baladi; S.67: privat; S.68: Mohamed Elmaymomy; S.70: Günther Hasenkamp (oben), Goethe-Institut Moskau (unten); S.72: Martin von den Driesch (links), Bernhard Ludewig (rechts); S.73: Michail Kaluschski; S.76: Oak Taylor Smith; S.77/78: Goethe-Institut Kamerun; S.80: privat; S.81: Goethe-Institut Sydney (links), privat (rechts); S.82: Goethe-Institut Südafrika (links), privat (rechts); S.83: privat; S.84: Goethe-Institut Tel Aviv; S.85: Goethe-Institut Los Angeles; S.86: Rosemarie Marcos (oben), Yussuf Assaf (unten); S.89: Anne-Kathrin Dankel (oben), Renate von Mangoldt (unten); S.90: Maharashtra Cultural Center Pune; S.91: Mohan Agashe; S.93: Mohan Agashe (oben), Shanta Gokhale (unten); S.94: privat; S.95: privat; S.96: privat; S.97: Goethe-Institut (oben), Michael Fried (unten); S.98: Hilmar Hoffmann; S.99: Herlinde Koelbl (links), Goethe-Institut (rechts); S.100: Tel Aviv: Uri Furchtmann, alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.101: Abidjan: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung; alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.102: Abidjan: Hermann Wieck, Linke: Goethe-Institut Archiv, Peymann/Quadri/Ricca: Vincenzo Flore; S.103: Heym/Hemmerechts/Grass: Brigitte Frohnmeier, alle anderen: Goethe-Institut Archiv; S.104: Goethe-Institut Archiv; S.105: Goethe-Institut Krakau (oben links), Goethe-Institut Bratislava (rechts), Sol Arrese (unten); S.106: Goethe-Institut Vietnam (oben), Martin van den Driesch (unten); S.107: Goethe-Institut Riga (oben), Almaty: Ricarda Künzel, Yaoundé: Isabelle Casez; S.108: Goethe-Institut Peking (links), Goethe-Institut Lettland (unten links), Goethe-Institut São Paulo (unten rechts); S.109: Farah Batool (oben), Nilton Silva (unten); S.110: David Balzer (oben), Zbigniew Bielawka (unten); S.111: Goethe-Institut Südafrika (oben), Moshe Sekete (unten); S.112: Enriko Boettcher (oben), Klaus Heymach (unten links), Goethe-Institut Tallinn (unten rechts)

TITELBILD Zirkusfestival in Mostar, Juli 2008. Zum vierjährigen Jubiläum der Wiedereröffnung der alten Mostarer Brücke, die als Symbol für das Zusammenleben verschiedener religiöser und ethnischer Gemeinden gilt, luden das Goethe-Institut in Bosnien und Herzegowina sowie das französische Kulturinstitut zu dem Zirkusfestival »Kultur auf dem Drahtseil« ein. Foto: Dražen Grujić

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit haben wir in diesem Magazin auf die durchgängige Nennung der weiblichen und männlichen Form verzichtet. Dennoch beziehen sich die Texte in der Regel auf beide Geschlechter. · Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. · »Goethe-Institut. Reportagen Bilder Gespräche« erscheint dreimal im Jahr.

RAMALLAH 2010



Sasha Waltz & Guests zeigen »Zweiland«

